



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1

5. Jahrgang

April 1925

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

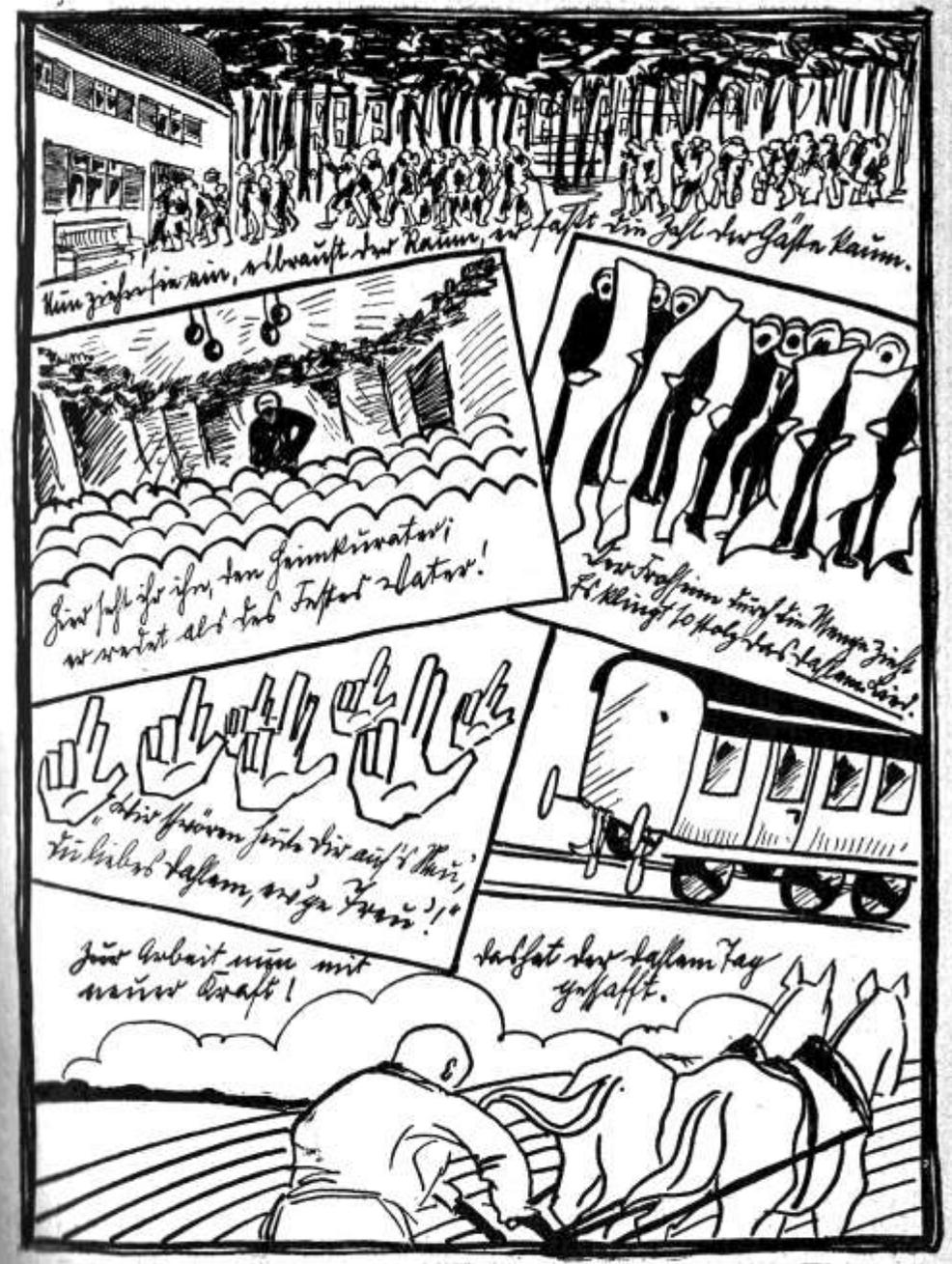
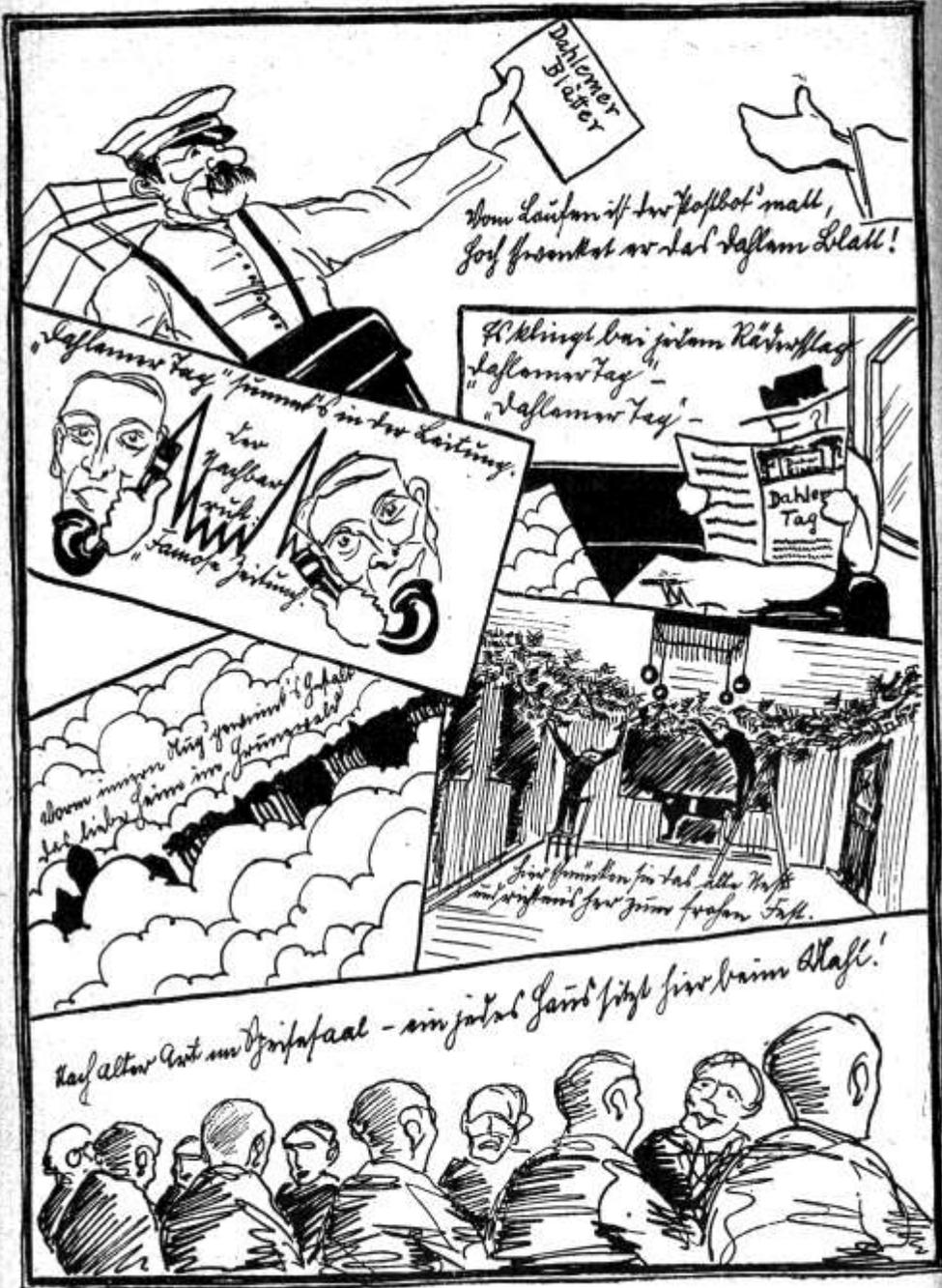
Liebe alte Kameraden!

Die erste Nummer des 5. Jahrgangs der „Dahlemer Blätter“ liegt vor Euch. Wir grüßen Euch in alter Treue und hoffen, daß er, wie alle vorigen, dazu beitragen möge, das Band, das alle Dahlemer verknüpft, zu fessigen und unzerreißbar zu machen.

Wie diejenigen, die am letzten Dahlemer Tage teilnahmen, wissen, beabsichtigen wir mit dem Eintritt in den neuen Jahrgang die „Dahlemer Blätter“ wieder, wie früher, *a l l m o n a t l i c h* erscheinen zu lassen, anstatt wie bisher vierteljährlich. Unser Vorschlag, für den Bezug des Blättchens wieder einen festen Jahresbeitrag zu erbitten, fand am 21. März allgemeine Zustimmung. Wir haben uns zu einem Jahresbeitrag von 10 Mark entschlossen. Diese Summe würde ungefähr ausreichen, um 12 Nummern im Jahr herauszubringen — vorausgesetzt, daß auch alle Bezieher sie uns zukommen lassen. Wir werden also dieser ersten Nummer eine Zahlkarte beilegen mit der Bitte um baldige Ausfüllung. Unser Postfachkonto ist, wie bisher: Berlin 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).

Aber mehr noch als durch materielle Zuwendungen wird unser Blättchen erhalten durch die treue Dahlemer Gesinnung unserer Freunde. Das ist unser „geistiges Postfachkonto“, auf das wir täglich wachsende Zahlungen erbitten.

Die Schriftleitung.



Nach Kanada

von Heinrich Dickschuh (Bollern 17-18).

(Fortsetzung)

II

Am nächsten Morgen zeigt sich den Frühaufstehern die Insel Anticosti in ihrer ganzen Längenausdehnung von 130 Meilen, sie wurde im Jahre 1895 vom Pariser Schokoladenfabrikanten Meunier angelaufen. Wir sichten Cap Magdalen auf der Gaspé-Halbinsel und folgen dem Verlauf der düsteren Küste, vor der sich eine Walfischfamilie tummelt. Die Ansiedelungen an der Küste der Gaspé-Halbinsel, die politisch zur Provinz Queber gehören, mehren sich. Der Mount Logan erscheint, und wir wissen, daß wir uns der Gegend nähern, wo der St. Lorenzstrom in den St. Lorenzstrom übergeht. In der Dämmerung erreichen wir Famer Point und nehmen den Loffen an Bord. Endlich am nächsten Morgen sind beide Küsten klar in Sicht. Aber noch immer ist der Strom so breit, daß ein Vergleich mit europäischen Dimensionen schwer gezogen werden kann, kleinere Inseln beginnen aus dem Flußbett aufzutreten. Die letzte ist die 20 Meilen lange Isle of Orleans, wir biegen um ihre Westspitze und erblicken den gewaltigen Montmorency-Wasserfall, das Auge aber wird angezogen von Queber, das sich auf dem Abhang und dem Rücken eines Felsenmassivs an der Einmündung des St. Charlesflusses in den St. Lorenzstrom in etwa 100 Meter Höhe präsentiert. Mit seiner ca. 200-jährigen Vergangenheit ist Queber eine für Kanadische und Amerikanische Verhältnisse uralte Stadt, die wegen ihres Alters auch eine Sonderstellung unter den Städten der neuen Welt einnimmt. Und zwar durch die Bauart und Architektur der Altstadt, die französische Ursprungs ist. Queber ist der Kanadische Einwanderungshafen, wo die Emigranten sich ausschiffen müssen. Wir gleiten in aller Stille stromaufwärts an Queber und seinen Vorstädten vorbei, huschen mit großer Selbstverständlichkeit unter einer riesigen Eisenbahnbrücke hindurch, die sich in schwindelnder Höhe weit über unseren gewiß nicht kleinen Masten erhebt. Eine gewaltige Eisentonstruktio verbindet die beiden hohen Felsenufer des Lorenzstromes hier zum erstenmal seit seiner Mündung und dient der Eisenbahn sowie dem gesamten öffentlichen Verkehr. Selbst ein Vergleich mit den Brückenanlagen über den Hudson in New York ist nicht am Platze. Die Gegenden, die zur Linken und zur Rechten an uns vorüberziehen, sind fast ausschließlich von Französisch-Kanadiern bewohnt. Die mächtigen Kirchen und Klöster geben den Niederlassungen ihr charakteristisches Gepräge. In den Kanadischen Länderweiten mag den Klöstern die Mission zukommen, die sie früher bei uns besaßen. Und wenn sie weiter nichts täten, als für größere Allgemeinbildung im Volke zu sorgen, verrichteten sie in Kanada eine Kulturarbeit, die nicht hoch genug eingeschätzt werden könnte.

Dämmerung deckt die Lande, wir fahren mit äußerster Kraft stromaufwärts und werden morgen in Montreal sein. — — —

III

Montreal.

Bei der Paßkontrolle gewahrt man wiederum, daß man Deutscher ist. Ich werde von zwei Beamten in ein viertelstündiges Verhör genommen. Wie das immer so ist, wird man zuerst „Warum“ gefragt und gleich darauf „Warum nicht“. Aber auch diese unlogische und unerfreuliche Plauderei geht vorüber, und der Weg an Land ist offen. Nach der landschaftlich so herrlichen Fahrt den St. Lorenzstrom aufwärts mit seinen wunderbaren Ufern, nach all diesen Reizen, bekommt man in Montreal zuerst einen gelinden Schreck. Die riesigen Getreideelevatoren, deren man im Hafen ansichtig wird, sprechen zwar eine beredte Sprache von der Bedeutung des Getreide-

exportes von hier in die ganze Welt, auch die Hafenanlagen sind von fabelhafter Großzügigkeit, aber sowie man die Stadt in der näheren Umgebung des Hafens betritt, ist man erschreckt von der Winkeligkeit der Straßen und der amerikanischen Unsauberkeit. Ein eigentümliches Bild geben auch die Bäume ab, die früher dort nicht immer ganz gerade gewachsen sind und die nun, bis unter die Krone abgefägt, als Telegraphenstangen dienen. So wird die Natur mit der Technik in eigentümliche, aber immerhin ganz praktische Verbindung gebracht. Die Bevölkerung Montreals besteht ebenso wie die der übrigen Provinz Queber aus französischen Emigranten. Die eigentliche Landessprache ist daher das Französische, obgleich natürlich auch Englisch gesprochen wird. Der zweisprachige Charakter des Landes, des Lebens und der Stadt sind für den Fremden so sehr angenehm. Deswegen, weil man sich nämlich nicht als Fremder fühlt. Spricht man Französisch nicht fließend, wird man für einen englisch-sprechenden Homo sapiens gehalten und umgekehrt. Übrigens ist die Bevölkerung überaus tolerant anderen Elementen gegenüber, ich möchte sie speziell als deutschfreundlich bezeichnen. Sie haben da drüben sehr ihre eigenen Ansichten über den Krieg und die Völker Europas. Diesen sehr toleranten Ansichten entspricht das Städtebild. Neben der französischen existiert eine englische Universtität, neben der griechisch-katholischen steht eine lutherische Kirche, jeder versucht auf seine Fasson selig zu werden. Das Innere der Stadt und der Dfen sind sehr schön. Auf einer Insel gelegen, hat sich Montreal um den nicht unbedeutenden Mount Royal herum aufgebaut und erstreckt sich heute mit seinen Vorstädten über alle kleineren und größeren Vorberge. Das Auf und Nieder der Straßen, das einen ständig wechselnden Blick bietet, ist schon an und für sich sehr reizvoll, dazu kommt die architektonische Schönheit der Kirchen, die allerdings im Gegensatz steht zur Bauart der meisten Häuser. Auch einige ganz geschmackvolle Wolkenträger hat Montreal aufzuweisen. In diesem Zusammenhange möchte ich auch den Bahnhof erwähnen, der ein technisches und architektonisches Meisterstück ist. Die Bahnsteige sind durch Glastüren von der Bahnhofshalle getrennt, so daß peinlichste Sauberkeit herrscht. Zur Vervollständigung des Bildes von Montreal seien noch einige Zahlen erwähnt. Die Saint Catherine Straße — die Hauptstraße — ist die Kleinigkeit von 18 km lang und geht in ihrer ganzen Ausdehnung in einer Richtung. Laternen gibt es fast nicht, die amerikanische Fülle der Lichtreklame erzeugt des Abends eine tageshelle Beleuchtung, auch die Läden tragen dazu bei, die bis in die Nacht hinein geöffnet und strahlend hell erleuchtet sind. Licht kostet hier eben nichts. Auch die Vorstädte von Montreal beweisen das. Die Einwohnerzahl von Groß-Montreal ist rapide auf etwa eine Million Köpfe gestiegen. Und noch immer herrscht eine Bautätigkeit, die die Nähe des sieberhaften New York spüren läßt, sowohl was das Tempo als auch was die Geschmacklosigkeit betrifft. — Besteigt man einen Aussichtsexpresswagen der Straßenbahn — ohne Verdeck, die Sitze nach hinten erhöht wie Käses Rundfahrt — so fährt man in rasendem Autotempo etwa eine Stunde, bis man um den Mount Royal herum ist. Er wird von der Stadtverwaltung in jeder Weise als Erholungsstätte geschützt und darf beispielsweise nur mit Pferdewagen befahren werden. Doch genug der Einzelheiten, genug der Stadt, und hinaus ins weite Land.

Was unsere Jüngsten werden wollen.

In einem — unvorbereiteten — Klassenaufsatz hatte auf der Unterstufe des Arndt-Gymnasiums ein Lehrer des Deutschen diese schwere Frage von seinen Jungen bearbeiten lassen. Vielleicht macht es unsern Lesern Freude, mit uns einen Strauß besonders reizvoller Aussprüche zu pflücken, deren Text wir unverändert wiedergeben. Da schreibt ein besonders „vielseitiger“ Junge: *Ganz gerne möchte ich Ingenieur werden, da ich gerne mit dem Stabilbaukasten Maschinen baue. Förster lockt mich auch sehr an, weil man da sein Haus hat und im Walde herumstreichen kann. Aber Offizier bei der Reichswehr möchte ich auch werden, da man vielleicht mal die Franzosen verhauen kann. Zunächst aber möchte ich in die Quarta kommen. . . Hoffentlich geht dieser „naheliegende“ Wunsch in Erfüllung. Recht philosophisch greift ein anderer seine Aufgabe an: Eine der wichtigsten Entscheidungen, die jeder Mensch im Leben treffen muß, ist die Berufswahl, die aber erst im vorgerückten Alter eintritt. Dennoch ist er jetzt schon fest entschlossen, Schauspieler zu werden, denn ich sage sehr gern Gedichte auf und mache gern ein kleines Theater mit. Friedlichen Neigungen geht der Verfasser folgender Zeilen nach: Den Beruf als Landwirt finde ich sehr interessant. Da ist man in frischer Luft und braucht nicht im Büro zu sitzen. Man fährt auf Jagd, geht in alle Ställe und sieht, ob alles in Ordnung ist. Abends geht man auf das Feld und pirscht auf einen Rehbock. Ganz anders klingen die folgenden Worte: Ich glaube, ich werde, wenn ich groß bin, oft ins Ausland fahren, und es scheint mir im Uhrwald (sic), wo man nichts von den Unglücken der Stadt erfährt, am schönsten zu sein. Da kann man die wilden Tiere beobachten, und man fühlt sich viel freier. Da wird es mich freuen, die Neger zum Deutschtum zu bekehren, jagen zu machen und die von mir sehr geehrten Bananen zu pflücken. Dort werde ich mir ein Haus bauen und da mit meiner Familie wohnen. Dazu bemerkte der Lehrer: Hoffentlich wird Verf. die Neger im „Uhrwald“ auch zur deutschen Rechtschreibung belehren. Auch die „sehr geehrten Bananen“ freuen sich sicher schon auf die Ankunft unseres Weltreisenden. Ein Tierfreund schreibt: Der Beruf als Landwirt liegt direkt in mir. Ich liebe vor allem sehr die Tiere; schon als ich klein war (! Die Schrifteleitung), wünschte ich mir ein kleines Schäfchen, das ich mit der Flasche aufzog. Tiefe nationalökonomische Einsicht befundet einer, wenn er schreibt: Also stimmt es nicht, wenn die Städter sagen, die Gutsbesitzer seien reich; und ein anderer äußert nach der Schilderung der Freuden des Landlebens sorgenvoll: Man krabbelt sich auch manchmal im Haar, wenn der Sonnabend gekommen ist und die Leute kommen, um Geld zu holen. Poetisch-sinnig gedenkt folgender Autor sein Land zu bewirtschaften: Meinen liebsten Kühen gebe ich schöne Namen, überhaupt alle Pferde bekommen von mir einen Namen. Für die Poesie des Landes hat auch der nächste Sinn: Im Frühling ist es doch zu nett, wenn man die ersten Schwalben in den Ställen sieht, wie sie ihr Nestchen sauber machen. Das zieht mich aufs Land, um dem Vaterlande im Ackerbau zu helfen.*

Aber nicht alle wollen, wie meistens ihre Väter, Landwirte werden. Von ihnen neigen die meisten dazu, Ingenieur und Offizier zu werden, wengleich auch einer erklärt: *Mein Vater und Großvater waren Soldaten; aber ich habe nicht die geringste Lust dazu. Bedenklich steht es mit der Berufswahl bei dem nächsten: Ein Ingenieur muß sehr gut rechnen können, was ich leider nicht gut kann (Hört! Hört! Die Schrift!). So will er also Chemiker werden, aber auch die Musik interessiert ihn: Es ist für mich der größte Genuß, wenn ich spiele, herrliche Klänge zu hören (Auch für andere? Die Schrift!). Ich will also auch gern*

Komponist werden. Ein anderer malt sich das Studium mit folgenden Worten aus: . . . denn da braucht man nicht nur zu arbeiten, sondern man hat auch viele Freuden. Morgens muß man Vorträge anhören und darüber viele Bücher lesen. Aber nachmittags kann man rudern, reiten und schießen usw. Vom Wert der humanistischen Bildung überzeugt ist der Verfasser der folgenden Worte: Bloß Matrose oder Schiffsjunge möchte ich nicht sein. Dazu geht man nicht auf das Gymnasium. Den höchsten Flug aber nimmt folgender kleiner Stimmelsfürmer: Das Walten der wundervollen Entfaltung des Lebens zu beobachten und in die Geheimnisse der göttlichen Natur einzudringen, ist ein Lieblingsfach von mir . . . Und jeder, welchen Beruf er auch ergreift, muß von wahren Pflichtgefühl erfüllt sein und sein Streben allein darauf richten, ein dem Vaterland ergebenes und Gott wohlgefälliges Leben zu führen.



Monatschronik



- 2/3. III. 25 fand unter dem Vorsitz von Herrn Oberstudienrat Dr. Kremmer als staatlichem Kommissar die Reifeprüfung statt. Folgende Zöglinge des Schülerheims erhielten das Zeugnis der Reife: Joachim v. Bethmann-Hollweg (Wittelsbach 23—25), Sohn des Legationsrats a. D. v. B. u. S. in Berlin; Gerb Erdmann v. Hake (Burgund 22—25), Sohn des Rittergutsbesizers v. H. in Beiroda, Thüringen; Viktor Graf Hendel v. Donnersmard (Burgund 20—25), Sohn des verstorbenen Grafen H. v. D. auf Hirschhügel bei Ahlfeldt, Thüringen; Karl Gottlieb Freiherr Hiller v. Saertringen (Burgund 22—25), Sohn des Rittergutsbesizers Freiherrn H. v. S. in Reppersdorf, Schlesien; Friedrich Albrecht Hintke (Wittelsbach 23—25), Sohn des Gutsbesizers Major a. D. H. in Gutsen, Schlesien; Peter v. Lefort (Babenberg 21—25), Sohn des Rittergutsbesizers v. L. in Papendorf, Pommern; Hans-Georg Prien (Zähringen 19—25), Sohn des Rittergutsbesizers P. in Liepe, Westhavelland. — Von ehemaligen Heimlern bestanden dieselbe Prüfung: Günther Fehrmann (Wettin 20—22), Sohn des Direktor F. in Dahlem; Ulrich Forstmann (Zähringen 19—22), Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers F. in Dorthof, Polen.
7. III. 25 wurde die von den Dahlemer Künstlern im Gymnasium veranstaltete Kunstausstellung geschlossen.
14. III. 25. Feierliche Entlassung der Abiturienten, die diesmal durch musikalische Veranstaltungen ihre Weihe erhielt. Die Abschiedsrede hielt Herr Studienrat Dr. Christians.
14. III. 25. Viertes „Dahlemer Tag“. S. S. 2 f. dieser Nummer.
16. III. 25. Abschiedsfeier der scheidenden Abiturienten im „Alten Krug“.
3. IV. 25. Schluß des Schuljahres 1924/25.
16. IV. 25. Beginn des neuen Schuljahres.

Herr Studienrat Schäffer ist zum 1. IV. 25 zum Hausvater des neu eröffneten Hauses Staufes berufen worden.

Frau Professor Hilbebrand bittet uns, mitzuteilen, daß ihre jetzige Anschrift lautet: Berlin-Steglitz, Althoffplatz 1.

Herr Studienrat Dr. Christians zeigt uns die Geburt eines gesunden Mädchens an.



Die alten Kameraden



Joachim-Herbert Bennede (11—18 Burgund) in Staffurt und Frau Ursula, geb. Gräfin Polier zeigen die Geburt einer Tochter an.

Herbert Krid-Forcart (10—14 Zollern) in Basel zeigt die Geburt eines Sohnes an.

Am 23. März starb nach langem schweren Leiden der

ehemalige Zögling des Hauses Zollern (14—20)

Gerhard Kiehn

in fast vollendetem 22. Lebensjahre in seiner Heimat Weigmansdorf bei Fraustadt. Die Beisehung fand am 26. März 1925 statt.

Sein ehemaliger Hausvater, Herr Studiendirektor Dr. Fliedner in Gütersloh, sendet uns den folgenden warmherzigen Nachruf:

Gerhard Kiehn, fünf Jahre sind es, daß wir uns nicht gesehen haben. Ostern 1920 verließest Du das gastliche Zollern, das Dich sechs Jahre beherbergt hatte. Es ist mir, als wäre es heute, und ich sehe Dich vor mir in Deiner ruhigen lieben Art, schon immer etwas leidend, aber darum doch ein echter Junge, der beste Kamerad, bei aller Schlichtheit aufrechten Geistes, bieder und treu, und drum von allen geliebt. Einmal brachten sie Dich auf einer Bahre wie tot. Ein schwerer Sturz war die Ursache; und wie Du dalagst, redete der Arzt von der Schwere des Falls und der Größe der Gefahr. Doch kaum war er fort, da lächeltest Du unter Schmerzen und meintest mit froher Zuversicht: „Es geht mir schon wieder ganz leidlich, und morgen stehe ich auf.“ Und also geschah es. — Krieg und Notzeiten waren es, die wir miteinander in Zollern verlebten. Siege wurden gefeiert, Verluste beklagt. Und wenn die Not bittend auch an Zollerns Tür klopfte, wer war da gebefreudiger als Du? Aus Schrank und Lade holtest Du heraus, was Du hattest, so daß die Hausmutter wehren mußte, und am liebsten war es Dir, wenn Du in der Stille helfen konntest. Das war das Schönste an Dir! Und nun bist Du nicht mehr unter uns, aber Dein Andenken lebt unauslöschlich bei uns fort. Wir werden Dich nie vergessen, Du lieber, stiller, treuer Junge.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 2

5. Jahrgang

Mai 1925

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Wie alle Heimler gen Werder fuhren

Singe heut', Muse, das Lied von dem Tag, da fröhliche Scharen
zogen von Dahlem hinaus zum weisumwobenen Werder,
das, vom Lichte des Frühlings umglüht, den Wandrer begrüßet,
wenn er der Großstadt entrann. Sei gnädig unserem Werke!
Denn wo du nicht weilst, nicht lieblich tönt da die Flöte,
nicht harmonisch der Vers. Drum segne unser Beginnen! —

Sern von Berlin, im duftigen Sain der ragenden Kiefern,
schimmernd erheben sie sich, des Heimles wohlliche Häuser.
Jugend erblüht dort zu geistiger Kraft, zur Stärke der Körper.
Frischer weht noch in Dahlem der Wind, der westliche, wärzig
Waldesdüften vermischt; da atmen kräftig die Lungen.
Nicht auch fehlet die geistige Zucht. Noch klingt im Gymnasium
manches edlere Wort aus alten Zeiten herüber,
formend den Geist und Taten im Herzen der Jünglinge weckend. —
O ihr Freunde, die fern ihr weilt, schon in Amt und in Würden,
die ihr mit Freude noch hängt an der Schule, die euch erzogen,
und am Dahlemer Heim, in dessen heiteren Räumen
Freunde sich fanden zu Freunden — gedenkt ihr wohl noch der Wonnen,

wenn sich im Frühling die Welt mit neuem Glanze erfüllte, und auch in Dahlem der Lenz, der Sieger, festlich begrüßet, einzog? Ach, was gab es da doch für Freuden! Es blühten rings die Bäume, es lockte der See, es lockte das Rudern; weitab zog, ein Magnet, das ferne Strausberg die Wandrer leicht zum Seidehaus hin, wo seliger Frohsinn erblühte. — Aber das schönste war doch — wer kann, der mag es bestreiten — wenn abwechselnd im stetigen Kreis die einzelnen Häuser führen auf eilendem Dampfer durch Flüsse und spiegelnde Seen. Wißt ihr es noch, Kameraden? Da lag die Welt voller Freude! Denn es hatte noch nicht der Krieg und die bittere Sorge jeden Frohsinn verbannt. Noch leuchtete selig der Friede. Ach, wie bedrängten die Qualen die Brust! Nur langsam und zagend wagte zu lächeln der Mund, das Herz auch wieder zu hoffen. Langsam nur kamen die Freuden des Friedens in zögerndem Zuge wieder herbei, wieder wagte die Hand, wie aus uralter Truhe, manches kostbare Stück emporzuheben zum Lichte. —

Also, wie einstes in Dahlem der Brauch war, geschah es auch jetzt. Denn Werders holdselige Pracht verblüht ja so schnell. Es muß eilen, wer noch den blühenden Schimmer genießen will. — Leise zog im Heim das Gerücht von Mund zu Munde, es sei schon von den Vätern der Häuser in Wannsee ein Dampfer gemietet, um in fröhlicher Fahrt nach Werder die Heimler zu führen.

Wirklichkeit ward das Gerücht. Zur Tat nun schritten die Häuser: Zöllern, Oranien auch, sowie Staufsen, wieder eröffnet; Wittelsbach folgte dem Ruf und Jähringen, Babenberg gleichfalls, auch Burgund und Wettin. In heiligem Eifer entbrennen sah man die Mütter der Häuser, gerundete Stullen bestreichend und von der kräftigen Wurst manch fette Scheibe verteilend. — Noch in der Schule saßen die Heimler, die Blicke nach außen seufzend richtend, denn grau, von Wolken bedeckt, stand der Himmel. Ach, es tröpfelte leise sogar der neidische Regen. Aber das Schiff war bestellt; so mußte daß Wetter sich wenden. Surtig mit Donneregepolter die dröhnenden Treppen herunter sprangen die Jungen, als gellend die Glocke sie rief. Und sie aßen. Aber als das Verlangen nach Speise und Trank nun gestillt war, stürmten sie eilenden Fußes hinaus zu herrlichen Freuden. Stampfend schnaubte das Dampfross heran und trug sie von dannen aus der Straßen Gewühl zum blauumschleierten Wannsee. — Leise schwankend im flutenden See, am waldigen Ufer träumte von kommender Fahrt, einladend, der heitere Dampfer. Bald nun füllten die Bänke sich rings, und zwischen den Jungen

saßen in fröhlichem Scherz und Gespräch Hauseltern und Freunde. Rauschend wirbelte Wellen die Schraube, es löste die Taue ein verständiger Maat, und in zierlichem Gleiten schnitt, wie ein Messer, der Kiel die Flut; schaumsprühende Wogen flohen nach links und nach rechts, zu sanfter Dünung verfließend. Und die Ufer, schon ferne, entschwanden dem suchenden Blicke. Freundlicher Wannsee du, von tausend Segeln bevölkert, o wie liegst du im lieblichen Kranz hellgrünender Höhen. Mancher erprobte dich schon, manch Ruderer, der deine Wellen oft schon auf schmalem, schwankenden Boot im Sturm durchfahren, und von neidischen Wogen und böigem Sturm uns erzählte. Seut' aber lagst du in seliger Ruh, keine tückische Welle wirrte den Spiegel dir auf, gabst lächelnd uns das Geleite.

Doch nun öffneten sich die Wasser zur strömenden Savel. Selige Savel, dich preist der Ruderer, dich auch der Wandrer, die du aus schweigenden Seen dein murmelndes Wasser geschöpft hast, und nun an sonnigen Höhen, an webenden Wäldern vorüber trägst dein blaues Gewand, anmutig schreitend. Willkommen! Leise rauschest du heut, singst alte verklungene Lieder. Füh' uns, du selige, bald zum Ziel und zeig uns das Kleinod, das dir, das kostbarste, ruht an der Brust, das blühende Werder. —

Jünger ward nun die Fahrt, dicht traten die Ufer zusammen, stolz bekrönt von der strebenden Pracht hochragender Kiefern und vom zitternden Grün der Buchen zur Linken der Straße. Aber rechts in blühender Pracht die Insel der Pfauen träumte von alten Tagen, wie einst in ländlicher Stille Preußens Königin hier geweilt und Trost gefunden. Die Bäume rauschten noch heut wie einst und wehten stummes Gedenken.

Doch was ragt dort empor mit gerundetem Turm auf der Höhe? Nikolskoe, du stolzes! Und tief am zitternden Wasser säulenumspinnen, verträumt die heilige Kirche von Sakrow.

Slienisches Park glitt vorbei und Babelsberg grüßte herüber, und in der Ferne in silbernem Dunst die Türme von Potsdam. Herrliche Stadt der Paläste, umgürtet von rauschenden Wäldern und mit Schlössern gekrönt, von spiegelnden Seen umflutet, von Kanälen durchströmt — wie gleichst du der Stadt der Lagunen! Denn auch in deinem Bezirk die Steine wissen zu reden. —

Als nun das holde Caputh im Blütenkranz sich zeigte, glaubte schon mancher, nun sei es erreicht, das liebliche Werder. Aber noch galt es zu queren die Wogen des stürmischen Schwielow, der schon so manchem Gefährt verderblich gewesen. Doch heute

lag seine mächtige Flut so still, es glitten die Wellen
 leise atmend zum Ufer, den spielenden Kindern vergleichbar.
 Und nun erhob sich aus blauender Flut ein leuchtendes Wunder.
 Hatte der Winter noch einmal aus dräuender Hand weiße Flocken
 glitzernden Schnees über Berge und Tal, über Bäume und Wiesen
 frevelnd geschüttet? So dachte wohl mancher. — Der Frühling ja war es,
 der über Werders Höhen aus seinem duftenden Hüllhorn
 Blütenfülle und schimmernde Pracht verschwenderisch ausgoß. —
 Einer nun zeigt' es dem andern, und jeden drängt es zu schauen,
 welch ein Wunder die Mutter Natur den Augen geschaffen.
 Vor uns, auf schwimmender Insel, die Stadt mit dem spitzigen Kirchturm
 glitt am entzückten Aug wie ein Traumbild langsam vorüber. —

Sich im blühenden Meer zu verlieren, stiegen die Waller
 jetzt von dem atmenden Schiff empor zur luftigen Höhe.
 Weithin dehnte der Blick sich zu fernen Höhen und Tiefen,
 lichtüberglänzt vom Schimmer der tausendfältigen Blüten.
 Inseln schwammen im zarten Blau der spiegelnden Fluten,
 Wälder dehnten zur Ferne sich hin in dämmrigem Schatten,
 weiße Segel erblinkten. — Ihr andern möget mir preisen
 alle Schönheit der Welt, des Südens leuchtende Wunder,
 möget in stolzem Liede das Andre besingen, das Ferne.
 Öffnet nur weit eure Herzen, auch hier wohnen prangende Götter.
 Nur wer Schönheit im Herzen trägt, erkennet das Schöne. —

Schwärmer, verzückter, laß ab zu schauen, der Jungen gedenke,
 die schon hungernd und dürstend am Tisch, dem geräumigen, sitzen.
 Lieblich erfrischt nach windiger Fahrt der wärmende Kaffee,
 mancher auch schielt nach dem Kuchen, von sorglicher Hausfrau gebacken.
 Also sprach sie und zupfte am Ohr mich, die freundliche Muse,
 lächelnd leise mir zu: „Sieh dort den geschäftigen Kellner,
 ruf' ihn herbei, die Nothe des Hungers und Durstes zu stillen!“
 Sprachs, ich erwachte, sie schwand in das Meer der duftenden Blüten,
 aber ich raffte mich auf, bald strömten die Wogen des Kaffees
 und aus bauchigem Korb quoll herzerfreuender Kuchen.
 Bald war der Hunger gestillt, sie eilten zu fröhlichem Spiele,
 kehrten dann wieder zurück und stiegen die Treppe herunter,
 denn am Ufer harrete, schon Wolken wirbelnd, der Dampfer.
 Was soll ich sagen vom Ende? Wie Abschied grüßend die Sonne
 brach durch der Wolken Gespinnst? Wie zärtlich rötliche Loh
 flammt' übers blühende Meer der schimmernden Hügel von Werder?
 Soll ich singen, wie sanft in der Dämmerung schwanden die Dinge
 und in magischem Schein die flutenden Wasser verblühen?
 Oder wie manches Lied durch die Nacht und über die Wasser

glitt und mancher dem Tag in stiller Erinnerung nachsann? —
 Als nun alle wieder in Dahlem waren versammelt,
 und mit unzähligen Schnitten die Mütter den Hunger gestillet,
 als heran aus dem Reich der Träume die Nebel wogten und einer
 und der andere auch die Augen zum Schlummer geschlossen,
 schwebte noch hier und dort ein Lächeln auf den Gesichtern,
 spann sich noch manches Bild des herrlichen Tages zu Ende.

Das Beethoven-Konzert

am 24. März 1925

von Eberhard Beheim-Schwarzbach (UIA)

... schließlich war der Saal doch voll geworden! — und erleichtert atmete die ganze UIA auf. Sie stellte nämlich die meisten Musiker, und infolge eines gesunden „Klassenpatriotismus“, fühlte jeder einzelne sich für das Gelingen des Abends verantwortlich. Daß das rein Musikalische tadellos klappte, ließen die vielen, eifrigen Proben außer Zweifel stehen. Aber einmal war das Konzert verlegt worden, was doch selten günstig wirkt, und zweitens sprach Hindenburg an diesem Abend im Radio und drohte mit einer beängstigenden Konkurrenz. Man hatte sich mit Gertraudenschule und Luiseffist in Verbindung gesetzt, Programme herumgeschickt und ausgehängt und im Festsaal drauf hingewiesen. Was aber schwankenden Gemütern den letzten Stoß versetzte, war Rolf Sérards — umseitiges — prächtiges Gemälde, das er noch am letzten Tage über den Ausgang hängte.

Und am Abend war alles in „bester Ordnung“. Frau Herpel*) konnte in fliegender Hast kaum dem Garderobengebränge Genüge tun, die beiden Kassierer hatten heifere Stimmen, rote Köpfe und zitternde Hände, da ihnen Kleingeld und Karten auszugehen drohten, und die Plakanweiser hatten Mühe, ihre gefetzte Würde zu wahren. Im strahlend hellen Festsaal waren von vorn bis hinten die Bänke mit ihren bezahlten und „freien“ Plätzen besetzt. Man denke: „Nur ein“ Musiker hatte abgesagt, nur „eine Viertelstunde“ später als bestimmt konnte man beginnen — es war eine reine Freude für die Veranstalter. Ein neuer Flügel war mit Mühe und Anstrengung extra herbeigeschafft worden; also mußte es auch etwas ganz Besonderes werden.

Das erwartete auch das Publikum und verließ dieser Erwartung wieder und wieder laut und leise Ausdruck — bis der große Chor von beiden Seiten das Podium stürmte und in sinniger Gruppierung auf den Taktstock Dr. Biebers startete. Dann brause „Die Flamme lobet . . .“, stark unterstrichen von den Instrumenten, durch die mucksmäuschenfille Aulä, und zum Schluß ebenso „Freude, schöner Götterfunken“. Allgemeines Staunen: Wozu ist unser Schulchor doch fähig! Als dann v. Risselmann**) — siehe Bild — die D.-Moss-Sonate vorgetragen hatte (aber gar nicht in

*) Für nichteingeweihte Leser: Frau Herpel ist die Gattin unseres Hauswarts.

**) R. S. v. Risselmann war bis Ostern 1925 Zögling des Hauses Jährigen.

12. V. 25 wurde der Amtsantritt des neuen Reichspräsidenten, Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, in einem Festakt gefeiert.

Wie alljährlich finden auch in diesem Jahre die Frühjahrswettkämpfe des Heims statt. Der Schlusstampf und die feierliche Preisverteilung erfolgen am 19. Juni, nachmittags auf der Spielwiese. Auch ein Tennisturnier ist in Aussicht genommen, das im Frühherbst ausgetragen werden soll.



Die alten Kameraden



Karl Ludwig Nette (13-16 Zollern), Rittergut Steuden, zeigt unter dem 31. III. 25 die Geburt einer Tochter an.

Dr. Friedrich-Karl Drescher (9-15 Wettin), Darmstadt, Dieburger Str. 144, habilitierte sich an der Technischen Hochschule in Darmstadt zum Privatdozenten für Geologie und Mineralogie.

Nach kurzem schweren Leiden starb am 23. April 1925 an Nierentzündung im Alter von 28 Jahren unser alter Kamerad

Joachim Schwarzkopff

(Haus Burgund 1909-1911)

Er war ein Mensch, den lieb hatte, wer ihn kannte, von stiller Bescheidenheit, gleichbleibender Güte und treuer Pflichterfüllung. Als Kriegsfreiwilliger trat er in das Posenener Regiment „Königsjäger zu Pferde“ ein, zeichnete sich im Osten und im Westen aus, wurde Offizier und ging später zur Fliegertruppe über. Einen Absturz hat er glücklich überstanden. Er studierte Landwirtschaft, um seines Vaters Gut in Zborowo bei Posen zu übernehmen. Der Kriegsausgang vertrieb aber seine Familie von der heimatischen Scholle. Sie siedelte nach Brune bei Kreuzburg in Oberschlesien über. Das dortige neue Gut verwaltete der Verstorbenen in den letzten Jahren zusammen mit seinem älteren Bruder Reinhard (Burgund 1909-1912), der durch die Revolutionsereignisse zur Aufgabe des Offizierberufes veranlaßt wurde. Uns allen, insbesondere seinen Burgunder Hauselkern, wird der früh Vollendete, unser lieber „Judek“ Schwarzkopff unvergessen bleiben.

An unsere Leser:

Um eine ungestörte Zusendung der „Dahlemer Blätter“ zu ermöglichen, bitten wir herzlich, uns jede Veränderung der Anschrift möglichst umgehend mitzuteilen.
Die Schriftleitung.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 3 5. Jahrgang Juni/Juli 1925

Als Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Amerikanische Streiflichter

Ich laufe eine Farm . . .

G. E. Dickhut, Olive Bridge N. Y., U. S. A. (Zollern 17-18)

„Hallo“, „Hier Farmagentur“, „Bitte schicken Sie mir Ihre neuesten Offerten“, „Aawohl, mein Herr, wir haben gerade sehr günstige Angebote bekommen, es wäre am besten, wenn Sie persönlich zu uns kämen“, „Schön“, „Wann können wir Sie erwarten?“, „Ich bin in etwa einer Stunde bei Ihnen. Danke vielmals“. „You are very welcome, Sir“.

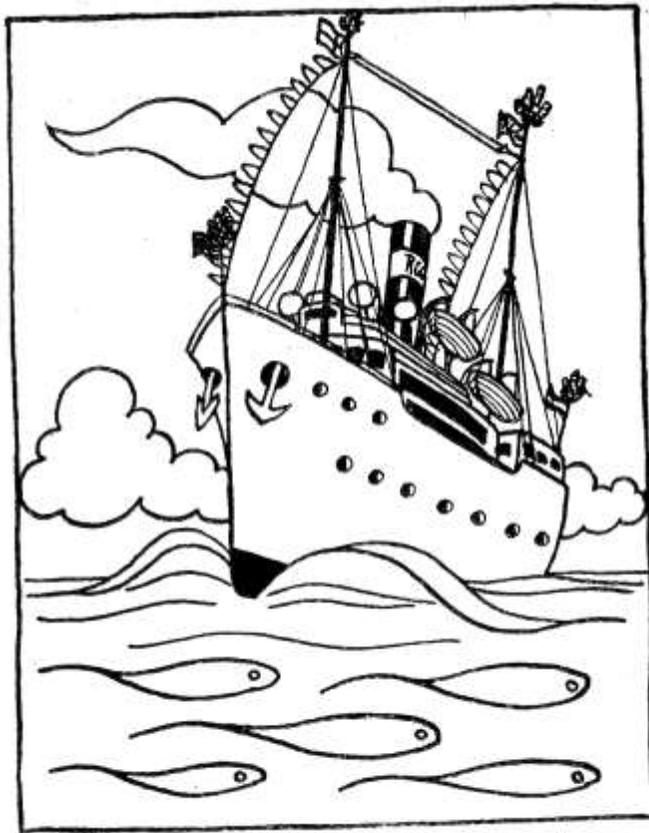
— — — Ich warte auf einer großen Untergrundbahnstation Brooklyns auf den Express nach New York. Um mich herum Leute, die dasselbe tun. Kauend, Zeitung lesend und im Gespräch miteinander. Ohne Unruhe, ohne Hast — und durchweg elegant gekleidet, was im merkwürdigen Gegensatz steht zu dem düsteren und primitiven Eisengerüst des schmutzigen Bahnhofes. Mit großem Gepolter läuft ein Zug in der Länge von 8 deutschen D-Zugwagen ein. Sämtliche Türen öffnet — nachdem der Zug hält — ein Zugbeamter auf elektrischem Wege. Das Ein- und Aussteigen vollzieht sich reibungslos in wenigen Augenblicken. Aus den an der Decke der Wagen angebrachten Schalltrichtern ertönt eine Stimme, die die augenblickliche und die nächste Station verkündet. Sämtliche Türen schließen sich — wieder ohne sichtbaren Apparat oder doppelten Boden — worauf ein Lämpchen am Führersitz aufblinzt, das Zeichen zur Abfahrt. Wer Glück hat, erwischt einen Platz unter einem der riesigen Deckenventilatoren in Form von Propellern direkt neben einem geöffneten Fenster. Es zieht, ist nicht wahr, es orkant. Wir fahren knapp gerechnet mit etwa 60 bis

20 Kilometer Geschwindigkeit, Stationen tauchen vor dem geröteten Auge auf und verschwinden. Der ohrenbetäubende Krach verstärkt sich immer mehr, wir sausen herunter in den schmalen Tunnel, der auf dem Flussbett des Hudsonarmes ruht. Zu den geröteten Augen gesellt sich jetzt in den meisten Fällen auch Ohrensausen. Endlich verlangsamt der Zug sein Tempo — es geht wieder bergauf... New York ist erreicht. Wir rasen entlang unter 20- und mehrstöckigen Häuschen, anderen Untergrund- und Eisenbahnen in schnurgerader Richtung. Endlich verkündet der Grammophontrichter in schnarrendem Yankee-Englisch mein Ziel. — Auf den großen New Yorker Untergrundbahnstationen sind direkt auf dem Bahnsteig schon die Eingänge zu den Läden und riesige Schaufenster. Ein Stock höher ist man entweder auf der Straße oder im Parterre eines mit Recht so beliebten Wolkenstrahers. „Expres aufwärts, erster Stopp im 12. Stock“, gerade was ich suche! Diesmal sind nicht die Augen, wegen derer man unbedingt zu Ruhnke muß, auch nicht die Ohren, sondern der Magen. Man ist aber schon da. Schade!

Im Bureau der Farmagentur herrscht ein lebhaftes Treiben. Ein Haufen Kunden gestikuliert wild, oder läßt sich was vorgestikulieren. Wenn man genauer hinhört, hört man wohl in jedem Satz mindestens einmal das Wort Dollars. Eine Dame empfängt mich in buntestem Aufzug, den sich die kühnste Kinderphantasie ausmalen kann. Die Kleidung beherbergt mindestens je zweimal sämtliche Regenbogenfarben, Gesicht und Hände dagegen sind schlicht in schwarz-weiß-rot gehalten. In der Mitte des Halses eine deutlich sichtbare Trennungslinie — der Keff schreit nach einem Schwamm und dem großen Ozean. Ich gelange zum Chef der Firma und höre eine halbe Stunde lang fabelhafte Geschichten und Vorschläge. Jede Farm stellt eine Zusammensetzung von Vorzügen dar, daß man sich schon zwischen dem Euphrat und Tigris wägen muß. Ich erkläre mich zu Farmbesichtigungen bereit und werde an einen Unteragenten nach Newburgh, einer kleineren Stadt im Staate New York verwiesen.

Der nächste Morgen findet mich in der Eisenbahn. Die grandiosen Hudsonkullissen, von der Morgensonne beschienen, gleiten vorüber. Die Gegend wird immer gewaltiger. Aber auch diese Steigerung hat eine Grenze — ich muß aussteigen. Mein Gewährsmann in Newburgh war natürlich gerade weggefahren. Also eine Konkurrenzfirma suchen. Telephonbuch und Friseur versagen. So wende ich mich an einen riesigen Polizisten, der mit Stoicismus den Verkehr regelt. „Ich kann Ihnen auch nicht Bescheid sagen, aber sehen Sie da drüben den Herrn im grauen Hut!? Das ist ein Geheimpolizist, bestellen Sie ihm einen Gruß von Mr. M., der wird Ihnen helfen.“ „Thank you very much“, „You are welcome Sir.“ Der Herr im grauen Hut führte mich sofort persönlich zu einem Farmagenten, der aus Manchester gebürtig war und absolut kein „S“ aussprechen konnte und der deswegen auch Henry Hart hieß. Es folgte eine halbtägige Autofour, auf der ich unglaublich schmutzige und fast ausnahmslos heruntergekommene Farmen sah. Ent-

sprechend der wirtschaftlichen Lage sind Farmen verhältnismäßig billig, die Arbeitskräfte dagegen unglaublich teuer. Daher muß jeder Farmer eben alles allein machen, was er nicht kann oder nicht für nötig hält, bleibt einfach liegen. Demzufolge bieten die Wälder und Felder für ein europäisches Auge einen oft trostlosen und wüsten Anblick. Viele Farmen sind auch verlassen und abgeschlossen, die Leute arbeiten in der Stadt und verdienen ohne Risiko dort mehr Geld. — Die Expedition war vergeblich. — Bei meinem nächsten Besuch in Newburgh hatte ich mehr Glück. Mein Gewährsmann war da, dafür goß es als Äquivalent in Strömen. Der Mann wendet zur Überredung seiner Kunden nicht nur die üblichen akustischen, sondern auch optische Mittel in Gestalt einer Menge Photographien an. Ich wollte trotz des schlechten Wetters hinfahren und selbst sehen. Wieder ging im Auto los, weit ins Land hinein. Der Mann fuhr ungern, von der Zwecklosigkeit überzeugt, bei jeglichem Mangel von vergoldendem Sonnenschein. Die erste zu besichtigende Farm gehörte einer französischen Witwe, die kein Wort englisch sprach. Das uralte Holzhaus war in den nicht bewohnten Räumen seit Jahren nicht aufgeräumt und machte einen dementsprechend anheimelnden Eindruck. Dank des vorzüglichen französischen Schulunterrichts kam ich ohne Zwischenfälle wieder heraus. Der Agent war plötzlich wie umgewandelt. „Sie sprechen drei Sprachen?! English, French und German?!“. Augenscheinlich alle Anzeichen eines Wundermenschen! Ich mußte von drüben erzählen von „der anderen Seite“. Währenddessen ging die Reise weiter. Bei einer Wegebiegung machte ich meinen Begleiter aufmerksam auf eine unglaublich günstig gelegene Farm. Ja, die wäre auch zu verkaufen. Wir fuhren hin. Die Bestuhung stand leer, der Besitzer wohnte seit längerer Zeit in New York. Die beiden Pferde hatten „Selbstbedienung“ und suchten sich ihren Lebensunterhalt auf der Farm selbst. Den Schlüssel zum Bohnhaus fand mein sprachloser Bewunderer natürlich erst, als wir wieder in Newburgh waren, so öffneten wir ein Fenster von außen und die Tür von innen. Hier schien nur wochenlang nicht sauber gemacht zu sein. Als wir nach abgeschlossenem Verkauf — sechs Wochen später — das Haus renovierten und die auf den Boden genagelten Teppiche abnahmen, fanden wir Zeitungen von vor dem Kriege darunter liegend!! — — Aber davon sah und wußte ich nichts, alles Andere schien günstig. Mein großes Interesse für die Farm quittierte mein Begleiter mit einer Einladung zum Dinner. Ich nahm dankend an und fand von dem Moment an den Kaufpreis natürlich viel zu hoch. Dies blieb anregendes Thema unserer Unterhaltung und Korrespondenz und diverser Konferenzen, auf denen ich unterschreiben und anzahlen sollte. Zähigkeit führt zum Ziel, man gab nach, nicht viel, aber genug. Nun fand feierlichst mit Rechtsanwalt und Notar die Übernahme im Hause des Vorbesizers statt. Wir hatten dort mehrere Stunden zu warten, mein Vorgänger war nämlich Privatchauffeur bei einem Arzt und hatte gerade eine weite Tour zu fahren. Zur Vervollständigung sei noch erwähnt, daß besagter Herr ein Gehalt von 100 Dollars (einhundert) in der Woche bezieht und sich von seinen Ersparnissen diese Farm gekauft hat. Er hat natürlich auch ein eigenes Auto als freier Amerikaner des 20. Jahrhunderts. —



Pfingstfahrt 1925

Von Dr. Lothar Werneke (Burgund 08-14)

Zu Pfingsten war's — doch eh' ich Euch erzähle, was war, muß ich mich entschuldigen, daß ich erzähle. Der eine macht eine Reise um die Welt im Segelboot und verliert kein Wort darüber; der andere fährt auf einem Salondampfer in der Ostsee spazieren und wird veranlaßt, darüber Gedrucktes von sich zu geben. Wer dächte da nicht an das Wort von den kleinsten Hunden, die am meisten bellen. Aber — kleiner Hund oder großer Hund: herrlich war es doch!

Schon wenn ich lange vorher am Schreibtisch meine Kabinenkarte still betrachtete, hörte ich das ewige Rollen der See, das Glucksen des Wassers am stählernen Schiffsteib und das Stampfen der Maschinen. Ja, ich glaube sogar, ich roch den Duft des Schiffes, jenes Gemisch von kalter Seeluft, warmem Maschinenöl und schwedischer Vorspeise. Diese Visionen steigerten sich dann schließlich zur Wirklichkeit, als wir — mein Freund Walter und ich — am Pfingstsonnabend in Stettin unser schmuckes schwarz-weiß-rotes Schiffchen unter Dampf vor uns liegen sahen und mit der Miene von Weltfahrern das Fallrep hinauf in die 2000 Tonnen hineinkletterten. Wie wir beim Betreten der uns zugewiesenen Kabine feststellten, gehörten uns von diesen Tonnen allerdings höchstens 10 Tonnen und 1 Bullauge, sodaß auf jeden

von uns offenbar rund 5 Tonnen entfielen. Und wenn man bei dieser Sachlage auch nicht gerade von einer „übergroßen Wohnung“ im Sinne des Befehes sprechen konnte, so mußte man sich als Humanist in dankbarem Gedanken an die Klassikerstudien im lieben Dahlem immerhin mit der Erwägung trösten, daß Diogenes ja sogar mit einer Tonne ganz leiblich ausgekommen war! So stachen wir in See.

Das Schiff hatte kaum vom Kai losgedreht, als der erste ernsthafte Zwischenfall erfolgte. Es handelte sich um eine Dame; nicht gerade jung aber korpulent und offenbar schreckhaft. Sie stand in dem engen niedrigen Gang des Kabinendecks festgeklebt, abschah und stammelte — fast eine Panik unter den Passagieren beschwörend — die Worte: „Untergang, Untergang“. Dabei war ihr Blick starr und unbeweglich auf ein kleines Schild gerichtet mit der Aufschrift: „Die Bewohner dieser Kabine gehören zu dem Rettungsboot 3“. Gewiß, Phantasie gehört zum Leben wie der Schiffsuntergang zum Rettungsboot, aber das war denn doch zu viel. Wenn ich sie im Verlauf der Fahrt sah, so war es fast stets in nächster Nähe von Rettungsboot 3. Ich glaube sogar, sie hat im Rettungsboot 3 vorsichtshalber übernachtet.

Ihr Gegenstück war ein verzinkter Badewannenfabrikant, ein Tischgenosse im Speisesaal. Dieser fröhliche Industrielle hatte zu wenig Phantasie. Er konnte sich durchaus nicht die Tragwirkung einer Korkweste vorstellen und wollte bestimmt zu diesem Zweck über Bord springen. Außerdem müsse man, sagte er, der Mannschaft Gelegenheit geben, das Manöver „Mann über Bord“ einmal praktisch zu exerzieren. Er hat aber schließlich davon Abstand genommen, weil er im Verlauf der Fahrt gezwungen war, verschiedenes andere über Bord zu geben.

Jetzt wäre an sich der richtige Zeitpunkt gekommen, die bekannte „Sturmfahrt“ zu schildern, von der fast jede auf der Insel Bornholm geschriebene Ansichtskarte berichten soll. Ich halte mich aber streng an die Wahrheit: Die See war glatt wie ein Spiegel, leider. Als wir am Pfingstsonntagmorgen vor Bornholm ankerten, konnte man sich selbst im Wasserbild ein gesegnetes Pfingstfest wünschen, im bodenklaren, grünen Wasser der Felsenbucht von Allinge. Die Stunde, die bis zum Beginn des Ausbotens verstrich, war unsere Pfingstweihfestunde. Das wunderbare Felsenland war vor uns aus dem Meere wie eine seltsame Erkenntnis aufgestiegen und zog den Blick auf sich, wie auf eine nicht gekannte Wirklichkeit; es erschloß den Pfingstgedanken und erfüllte mit gleißender, aufgehender Sonnenklarheit. Pfingstmaien grüßten von den Massen herab, das Schiff selbst sprach in den Zungen aller Länder durch seinen bunten, verwirrenden Wimpelschmuck. So kam man an Land.

Etwa 20 „Ford“-wagen nahmen uns auf, um uns auf felsigen steilen Wegen, durch fröstelnd dunkle Täler und über einsame traurige Halben in seltsam schnell wechselnden Bildern zu den begehrtesten Punkten zu tragen, die keineswegs immer die schönsten sind. Die Seele einer Gegend ist meistens nicht auf Aussichtstürmen und Gedenksteinen „verankert“, sondern sie zieht sich dahin zurück, wo sie selten gefunden wird. Ermüdet vom vielen Sehen und von — der fabelhaften Verpflegung ging man abends wieder an Bord. Ich sah auf Bornholm nur ein mißvergnügtes Gesicht; das war die korpulente schreckhafte Dame. Den richtigen Frohsinn schienen sie erst wieder zu haben, als sie in der Nähe ihres — Rettungsbootes 3 war! So ging es durch die mondbeglänzte, leuchtende Pfingstnacht weiter nach Kopenhagen.

Ich hatte nicht erwartet, in dieser schönen, nordischen Seestadt ein so lebhaftes Gedenkstück an Dahlem zu finden, wie ich es traf. Unser lieber Kurator hat dort nämlich ein Denkmal — oder wenigstens beinahe. Er hat dort einen überlebensgroßen Doppelgänger oder richtiger Doppelreiter aus Bronze. Das verhält sich so. Wir fuhren in großen, gelben Gesellschaftswagen durch die Stadt, fuhren durch enge, geschäftige Straßen, durch breite wohlhabende Baumalleen, über Plätze und Höfe, und alles war sauber silblich und liebenswürdig. Es ist zu herrlich, eine fremde Stadt wie ein Bilderbuch vor sich aufzublättern, wobei die gedruckte Unterschrift unter den Bildern durch den Ansager mit seinem Lautsprecher vorgelesen wird. Mit diesem Ansager habe ich es wegen folgenden Begebnisses verdorben. Wir erreichten den wuchtigen Bau des Schlosses Christiansborg und umfuhren den großen Freiplatz, auf dem sich das unvermeidliche Denkmal erhebt. Ein Reiterstandbild auf hohem Sockel, das Pferd greift mit dem linken Vorderhuf in die Luft, den gut ernährten Reiter bekleidet offensichtlich ein Gehrock, das zurückgeworfene Haupt trägt einen Sturmhelm und einen kurzen rotblonden Vollbart. Dafür hat der Reiter aber einen sieghaften, treuen Stolz in den blauen Augen und große organisatorische Fähigkeiten in der rechten weit ausgestreckten Hand. Unvermittelt entfuhr mir bei diesem Anblick laut vernehmbar die Worte: „Das ist Johannes der Dicke“. „Nein, mein Herr“, blickte mich der Führer an, „das ist Friedrich der Siebente“ und er setzte leise grollend hinzu: „Johannes den Dicken gibt es nicht!“ „Verzeihen Sie“, erlaubte ich mir zu erwidern, „den gibt es doch. Aber im übrigen mögen Sie recht haben!“ Das war Kopenhagen und Umgebung.

Auf einer herrlichen Fahrt durch den Sund bis Helsingör und zurück nach Stettin nahmen wir Abschied von der schönen sonnigen Pfingstwelt 1925.



Ergebnisse der Frühjahrswettkämpfe des Heims 1925.

Leider können wir, da der Druckfab für diese Nummer der Dahlemer Blätter schon steht, keinen längeren Bericht über unsere diesjährigen Frühjahrswettkämpfe geben. Nach allgemeinem Urteil nahmen sie einen schöneren Verlauf als alle bisherigen. Ein riesiges Johannisfeuer, in dessen Schein noch der 1000-Meterlauf ausgefochten wurde, vereinigte nach den Schlusstkämpfen und der Preisverteilung die ganze Heimgemeinde bis zu später Stunde. Besonders dankbar empfanden wir, daß nach anhaltenden Regentagen dem Fest wider alles Erwarten ein milder, trockener Abend beschert war.

Die Kampfergebnisse sind folgende:

I. Die Häuserwettkämpfe.

1. Der Häuserfünfkampf:

Beim Häuserfünfkampf traten vollzählig alle Turner an, so daß für alle Häuser die Beteiligungszahl 100% betrug. Die folgenden Zahlen hinter den Namen der Häuser geben die Gesamtpunktzahl und die Durchschnitts-Kopfleistungen:

Burgund	1332	74
Zähringen	1386,6	72,9
Babenberg	1171	68,9
Wettin	1008	67,2
Wittelsbach	1329	66,5
Zollern	1167	64,8
Staufen	1012	63,3
Dranien	859	61,4

Darnach erhielt beim Häuserfünfkampf den ersten Preis und den ersten Wanderpreis der Schülerheim-Kolonie das Haus Burgund, den zweiten Preis und den zweiten Wanderpreis des Heims das Haus Zähringen.

2. Häuserstaffette:

Zweimal 50 m Gruppe C, zweimal 100 m Gruppe B, dreimal 100 m Gruppe A oder B. Es gingen durchs Ziel als erstes Haus Zollern, als zweites Zähringen, als drittes Wittelsbach.

3. Fußballwettkampf:

Die Reihenfolge der Häuser wurde: 1. Burgund, 2. Zähringen, 3. Wittelsbach.

4. Handball.

Es siegte Burgund über Wittelsbach.

II. Ehrentafel der einzelnen Sieger. Fünfkampf:

Gruppe A (Oberstufe):

1. Walter Middeldorf	121	P Zä.
2. Hans-Heinrich Merres	120 $\frac{1}{2}$	P Zo.
3. Leo Graf Hensel von Donnermarkt	118	P Du.
4. Joachim Beyling	107	P Da.
5. Waldemar Jordan	96	P Du.
6. Eberhard Graf Dürckheim	94	P Du.

Gruppe B (Mittelfstufe):

1. Heinrich Böckmann	127	P Zä.
2. Helmuth Liebmann	122	P Da.
3. Helmuth von Hagen	122	P We.
4. Dieter von Wedel	113	P Wi.
5. Gerhard von Flotow	107	P Du.
6. Boltho von Heyden	106	P Da.

Gruppe C (Unterstufe):

1. Günther George	104	P Zä.
2. Bernhard Jäger	94	P Sta.
3. Eise Middeldorf	92	P (Zä. We.)
Wilhelm von Hagen		
4. Ernst Wenzel	91	P Zo.
5. Dieter Romber	90	P (Sta. Dr.)
Karl-Ludwig Bennede		
6. Ernst Gitta-Böhlow	89	P Zo.

Sonderwettbewerbe:

Im Speerwerfen erreichten in Gruppe A:

1. Leo Graf Hensel von Donnerödmark 44,80 m, Du.
2. Eberhard Graf Dürkheim 33,60 m, Du.
3. Alchim Beyling 30,80 m, Da.
4. Albrecht Tangermann 30 m, Da.

Gruppe B:

1. Helmuth Liebmann 35 m, Da.
2. Jürgen Paetow 28,10 m, We.
3. Helmuth v. Hagen 25,50 m, We.
4. Heinrich Bödmann 25 m, Zä.

Das Ergebnis des 1000 m-Laufes:

Gruppe A:

1. Hubertus v. Lössbede 30.
2. Adelbert Graf von der Rede 30.
3. Hermann Windhoff, Zä. (Zeit 3 Minuten).

Gruppe B:

1. Helmuth von Hagen, We. (Zeit 3 Min. u. 8,5 Sek.)
2. Helmuth Liebmann, Da.
3. Heinrich Bödmann, Zä.: gleichzeitig: Wilhelm von Rheinbaben, We., und Hans Verfel, Da.

Gedankt sei auch hier noch einmal, wie schon bei der Preisverteilung durch den Kurator, dem Turnauschuß und allen treuen Helfern, den Stiftern der vielen, guten Preise und den Urkundenzeichnern: Wenzel Frh. von Reiswitz, Kurt Prien, Martin Dükmann, Giseler von Le Suire. Und es gelte weiter das Wort: mens sana in corpore sano!



Monatschronik



10. V. 25 Schulfest wegen des Amtsantritts des Reichspräsidenten von Hindenburg. Die Festrede hielt Herr Studienrat Marczynski.
16. V. 25 Ausflug nach Stafen, wo eine Fliegerveranstaltung stattfand.
19. V. 25 Schülerkonzert in der (statistischen) Bildungs-Anstalt in Lichterfelde, bei dem auch der Chor des Arndt-Gymnasiums mitwirkte.
17. VI. 25 Bismarckspiele auf dem Exerzierplatz in Moabit. Vom Arndt-Gymnasium nahmen eine Schlag- und Fußballriege an den Wettkämpfen teil.
20. VI. 25 Feier zum 1000-jährigen Bestehen des Rheinlandes. Frh. Krämer (Oranien, OIB) hielt die Festrede, die von Gesängen und Deklamationen umrahmt war. Herr Oberstudienrat Dr. Kremmer brachte ein Hoch auf das deutsche Vaterland aus. Gemeinsamer Gesang des Deutschlandliedes beschloß die Feier.
22. VI. 25 Sommerwettkämpfe des Heims.



Die alten Kameraden



Albrecht Valer (10-13 Wettin), Hauptmann im 3. (Preuß.) Artillerieregiment, Potsdam, Spandauer Str. 6 und Frau Ruth, geb. Drümme zeigen die Geburt einer Tochter an.
Carl Klinkde (16-20 Burgund), Drantsche bei Wief auf Rügen, betrauert den Gangan seines Vaters, der, ein treuer Freund des Schülerheims, nach langem Leiden am 30. Mai 1925 starb.
Herr Rittergutsbesitzer Paetow, Alt-Dannekow i. Mecklenburg, Vater des Bögling des Hauses Wettin, Jürgen Paetow betrauert den Tod seiner Gemahlin Frau Marie Paetow, geb. Horn.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 4

5. Jahrg.

Aug./Okt. 1925

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Unser Heidehaus

v. Hattogast v. Hake (Burgund), Schüler der UIB.

Eine jede Klasse im Arndt-Gymnasium hat ihre eigenen Angelegenheiten und ihre besonderen Sorgen. Zu den wichtigsten Fragen, die in einer Klassenversammlung aufgeworfen werden, gehört die: „Wann gehen wir ins Heidehaus?“

Ach ja, das Heidehaus! das hat es uns allen angetan. Unser liebes, altes, schönes Heidehaus, das uns um so lieber wird, je öfter wir es besuchen, das uns desto mehr ans Herz wächst, je länger wir es kennen, an das sich selige Erinnerungen knüpfen an die schönsten Waldspaziergänge, an herrliche Ruderstunden auf dem Strausberger See, an dämmernde Abende, da man an den langen, abgeräumten Tischen die Zeit mit dem Erzählen von heiteren Begebenheiten und witzigen Geschichten verbrachte, spät noch zu einer Streife durch den nächtlichen Wald aufbrach und um Mitternacht sich beim Flackern der Kerze zur Ruhe begab — unser Heidehaus, dem die alten Dahlemer jetzt noch in Treue ein fröhliches Andenken bewahren, — es wird immerdar zu unseren schönsten Jugenderinnerungen gehören.

Wie viele Wochen vorher freuen wir uns schon auf das Heidehaus! Schon lange vorher werden mit dem Klassenlehrer alle Einzelheiten des Ausfluges durch-

gesprochen, aber ewig lange dauert die Zeit, bis endlich der sehnlichst erwartete Tag da ist, an dem man nach der Schule rasch nach Hause eilt, hastig sein Mittagbrot verzehrt, sich noch einmal überzeugt, daß man auch nichts vergessen hat, den Rucksack über den Buckel wirft und in Begleitung einiger Kameraden zur Hochbahn geht. Dort fällt einem gewöhnlich das erste ein, das man vergessen hat: Herrgott — meine Seife! — Aber man tröstet sich leicht mit dem Gedanken, daß in der ganzen Klasse wohl ein Stück dieses nützlichen Reinigungsmittels aufzutreiben sein wird.

In einer halben Stunde sind wir am Bahnhof Zoologischer Garten, in einer weiteren Viertelstunde sitzen wir im Strausberger Zug. Die Zeit vergeht mit Plaudereien über den vorigen Heidehausbesuch. Das letzte Mal war es am schönsten gewesen — so heißt es nämlich immer — hoffentlich wird es dieses Jahr ebenso schön. Schließlich kommt man in Strausberg an, wo noch die notwendigsten Einkäufe gemacht werden, dann gehts mit der Fähre über den Straussee und eine kleine Strecke durch den Wald, und da grüßt auch schon das Heidehaus und die jungen Bäume und Büsche, hinter denen es sich nun fast ganz versteckt hat, durch die Stämme der hohen Kiefern hindurch. Seltsam hebt sich das frische Hellgrün der Laubbäume von dem ehrwürdigen Dunkel der schlanken Tannen ab. Das Häuschen ist ganz und gar eingebettet in Bäume und Sträucher, nur sein hellrotes Ziegeldach schaut über die Baumkronen hinweg und macht mit der Reihe der kleinen Dachfensterchen in seiner Mitte einen listigen, verschmitzten, aber doch freundlichen Eindruck.

Bald ist man eingerichtet: durch den großen Schlafraum geht es die Treppen hinauf zu einem etwas kleineren Schlafzimmer in eine kleine, seitliche Kammer, in der die Feldbetten und Matratzen liegen. Rasch trägt jeder sein Bett an den Ort, den er erwählt hat, macht sich sein Lager zurecht und packt seine Sachen aus. Rasch sind auch Tische und Bänke ins Freie gebracht, denn schon steigt aus dem Schornstein dünner, brauner Rauch empor, und auf dem Herd der kleinen Küche bereitet der Koch den Kakao, der heute abend zusammen mit frischgebackenen Schrippen genossen wird. Nach dem Abendbrot sitzen alle noch beisammen, erzählen einander, oder einer liest aus einem Buche meist heiteren Charakters vor. So sitzen alle, bis sich die Dunkelheit herabsenkt und bis die Kerzen schließlich heruntergebrannt sind. Dann aber brechen sie auf und streifen noch einmal durch den Wald. Der See liegt grau und schwer da im Mondlicht, wie flüssiges Blei, bisweilen aber träufelt der Wind den Wasserspiegel zu kleinen Wellen, die silbern im Mondlicht glänzen. Vom anderen Ufer blinken die Lichter von Strausberg, scharf heben sich die Silhouetten der Häuser

gegen den hellen Sternenhimmel ab . . . Eine Stelle gibt es am Ufer, von der so herrlich das Echo schallt und dreimal, viermal ganze Sätze antwortet.

Spät erst, um Mitternacht, sucht man beim Flackern der Kerze sein Lager auf.

Doch nicht lange dauert der Schlaf. Schon um $\frac{1}{2}4$ erheben sich die ersten von den Lagern, und die anderen lassen dann auch nicht lange mehr auf sich warten. Rasch wäscht man sich mit dem frischen Wasser der Schwengelpumpe und geht dann hinaus in den taufeuchten Wald, in dem es zu dieser Zeit, wo die Singvögel ihr erstes Lied anstimmen, schöner ist als zu jeder anderen Stunde des Tages; und wenn sich einige Stunden später alles am Kaffeetische zusammensindet, ist jeder noch so berauscht und voll von der Schönheit der morgendlichen Natur, daß einstimmig festgestellt wird, es sei wieder einmal „blendend“ im Heidehaus. Noch schöner aber wird es, wenn man nach der Morgenmahizeit zum Rudern nach Strausberg geht. Das ist doch eins der schönsten Vergnügen, wenn man sich zu zweit oder dritt ein Boot mietet und gemächlich über den See rudert und sich von der Sonne bescheinen läßt. Andere baden auch und machen hinterher einen Spaziergang. Wenn man aber Mittag ist, hat sich die Stimmung schon so weit gehoben, daß man erklärt, es sei noch niemals so schön im Heidehause gewesen wie diesmal. Und an dieser Ansicht hält man fest, wenn man den Nachmittag mit ähnlichen Vergnügen verbringt, und man sagt es zu den anderen, wenn sie alle im Heidehause zusammen auf das Abendbrot warten und sich auf dem Platz vor dem Hause gelagert haben, man sagt es auch noch am nächsten Tage, und man sagt es schließlich noch, wenn man wieder in der Eisenbahn sitzt. Mancher hat, um eine Erinnerung an die schönen Tage zu behalten, mit der Kamera einige Bilder gemacht; die Photographirtätigkeit im Heidehause ist immer sehr rege. Vor allem aber der Lehrer muß bedacht sein, würdig durch das Kreuzfeuer der Photographen hindurchzuschreiten.

So ist das Heidehaus uns bald ans Herz gewachsen, und es wird uns lieber von Jahr zu Jahr, von einem Besuch zum anderen. Denn es sind ja nicht nur die Vergnügen das, was einen jedes Jahr anzieht. Rudern und baden kann man auch anderswo. Nein, es ist auch die Schönheit der Erinnerung, die einem die Tage im Heidehause verschönt und einen glauben läßt, es könne in keinem andern Hause so schön sein wie in dem unsrigen. Es ist die Freude des Wiedersehens, das man Jahr für Jahr mit dem Heidehause feiert, und das Gefühl des Zuhause-seins, die bewirken, daß man sich tatsächlich nirgendwo so wohlfühlen würde wie in unserem Heidehause.

Das Tennisturnier Herbst 1925

Am 17. September fand bei schönem Herbstwetter das diesjährige Tennisturnier seinen festlichen Abschluß. Die ganze Heimgemeinde war zugegen mit Ausnahme des Kurators, der durch Krankheit am Erscheinen verhindert war. So feierte an seiner Stelle der Hausvater von Dranien, Studienrat Schmidt, der das Protektorat über das Tennisspiel im Heim übernommen hat, die glücklichen Sieger und verteilte an sie die Preise. Es errangen bei der **Oberstufe** die Meisterschaft im Einzelspiel Hans Heinrich Merres (Zollern), Helmuth Liebmann (Babenberg) und Walter Middeldorf (Zähringen), im Doppelspiel die Paare Helmuth Liebmann (Babenberg) — Hans Heinrich Merres (Zollern) und Wenzel v. Reischwitz (Burgund) — Kurt Biering (Burgund). Bei der **Unterstufe** erhielten im Einzelspiel den ersten Preis Otfried Merres (Zollern), den zweiten Horst Gérard (Wettin), im Doppelspiel den ersten Preis das Paar Otfried Merres (Zollern) — Fritz v. Derken (Zollern), den zweiten Preis das Paar Eide Middeldorf (Zähringen) — Max v. Knobelsdorf (Zähringen).

Bootstaufe im Ruderverein

Liebe alte Herren! Liebe Kameraden! Ihr wißt es: Viele Jahre ist es schon unser Wunsch, ein neues Boot vom Stapel zu lassen. Freilich, nach dem Kriege und in der Selberweichungszeit waren wir ganz bescheiden geworden. Staatszuschüsse gabs nicht, und was die Feste brachten, deckte nur das Allernotwendigste. Denn im Kriege hatte nicht einmal der alte Bestand genügend gepflegt werden können. — Dann begann die Zeit der Hoffnung. Vor jedem Fest wurde gemunkelt: „Ob's diesmal glückt? Ob's ein neues Boot gibt?“ Aber hernach nützte es nichts, daß gerechnet wurde und wieder gerechnet. Ganz kam es nie hin. Es brachen Riemen und Stulks, zerschliffen die Zelte, fuhr ein Boot auf und so fort.

Aber im letzten Jahre kam ein Glücksfall. Durch Vermittlung von Herrn Direktor Dr. Kremmer und unserm Herrn Kassensurator Dr. Liebmann bekamen wir aus einer einmalig verfügbaren Quelle einen Zuschuß. „Bravo!“ höre ich rufen, und ich schliesse mich an. Dazu brachte das Winterfest einen erheblichen Überschuß. Nun war's geschafft; endlich! Hupp, hipp, hurra! Es reichten die Mittel sogar für einen Vierer. Es ging voran und beunruhigte uns weniger, daß der alte „Arndt“ wackelte, wenn er hoch lag. Es kam ja Nachwuchs, frisches Leben in den Verein.

Und nun gab es ein Sommerfest mit der werbenden Überschrift: **B o o t s t a u f e**. Das war am 29. August, im „Neuen Ruderheim“ am Griebniksee. Der Direktor taufte



das neue Boot. Es war aufgestellt unter Erlen, geschmückt mit Eichengrün und rings zwischen den Bäumen hingen festlich unsere Flaggen. Vollzählig stand der Verein da in Reih und Glied, in gleichmäßigem Ruderzeug und mit nagelneuen Mützen; auf der andern Seite die Gäste, zahlreich, trotz des unsicheren Wetters. Hunderte von Booten liegen in den Schülerbootshäusern am Wannsee, und kein Name soll sich wiederholen. Wie sollte das neue Boot heißen? „Alter Friß“ bestimmte die Laufe, als es der Schaumwein benetzte. Vielleicht würde der große König lächeln über die Ehrung, aber er hätte sicher in guter Laune gesprochen: „Laßt sie nur, die jungen Kerle: Werden schon wissen, was ich von ihnen verlange.“

Nach der Laufe glitt das Boot unter Heilrufen in das Wasser. Es begann die Auffahrt, danach kam das Rennen der „Jungen“ auf festen Eichen mit einem spannenden Endkampf und bald darauf das der „Altmänner“ in drei Vierern. Der Kaffee wurde kalt, doch nun waren die Vorführungen unmittelbar vor den Tischen der Gäste. Selbst ein leichter Regenschauer konnte die Laune nicht verderben, als die Schwimmstaffeln von Kanalseite zu Kanalseite miteinander rangen und erst recht nicht, als lustig verkleidete Paare sich im „Fischerstechen“ maßen. Die verkleideten Damen waren selbst hier manchmal siegreich. — — Aber die „richtiggehenden“ jungen Damen kamen erst jetzt dazu, ihr Können zu zeigen; denn nun begann in dem neuerbauten kleinen Saal der gesellige Teil mit Tanz. Daß die Ruderer sich auch hier nicht lumpen ließen, wird niemand bezweifeln. Mit fröhlichem Sang zogen alle gegen 11 Uhr zum Bahnhof, und in ihnen klang es nach: „Wir habens geschafft! Ein feines Boot, der „alte Friß“! Es lebe die Ruderei: Hipp, hipp, hurra!“

Dr. E. R.

Voranzeige!

Am Sonnabend, dem 7. November 1925, 8 Uhr abends, veranstaltet der „Literarische Verein am Arndt-Gymnasium“ im Festsaal des Gymnasiums eine Aufführung des Dramas

Prinz Friedrich von Homburg

von Heinrich von Kleist.

Am Freitag, dem 6. November, 8 Uhr abends, findet eine Voraufführung für Schüler statt. Karten beim Hausmeister des Gymnasiums.



Monatschronik



12. VIII. 25. Ende der Sommerferien.
 12. IX. 25. Bootsaufe des Rudervereins. S. S. 28 ff. dieser Nummer.
 17. IX. 25. Abschluß des Tennisturniers. S. S. 28 dieser Nummer.
 24. IX. 25. Mündliche Reifeprüfung der Herbstabiturienten unter den Vorsitz des Oberschulrats Lic. Dr. Hartke als Staatlichem Kommissar. Von den Heimlern bestand die Prüfung Fred. Hubertus v. Lobbbecke (Staufen 19–25), Sohn des Rittergutsbesizers v. L. in Niedersteinkirch, Kr. Lauban, Schlesiens; von ehemaligen Heimlern Werner Engelhard (Staufen 18–20), Sohn des verstorbenen Bankdirektors E. in Berlin-Wilmersdorf.
 29. IX. 25. — 9. X. 25. Herbstferien.



Die alten Kameraden



- Friß Silbebrand, der Sohn unseres Professor Dr. Silbebrand, des ehemaligen Hausvaters von Dranien, bestand im Mai 1925 die Diplomprüfung an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin.
 Heinrich Dickschuth (Zollern 17–18), New York, Olive Bridge, U. S. A., vermählte sich im Mai 1925 mit Fräulein Elisabeth Pfeffelin.
 Werner v. d. Schulenburg (Burgund 11–14) bestand im Juli 1925 sein Forstassessorexamen.
 Stah-Heinrich Bennecke (Zollern 19–24) und Werner Bennecke (Dranien) zeigen uns unter dem 25. Juli 1925 das Ableben ihrer Mutter, Frau Marianne Bennecke, an.
 Friß Leichen (Babenberg 14–16), Dr. iur., Berlin-Wannsee, Triffansstr. 27, zeigt uns die im Juli d. J. erfolgte Geburt eines Stammhalters an.
 Günther v. Büren (Wettin 09–14), Oberleutnant a. D., Wiesbaden, Kaiser-Friedrich-Ring 1, zeigt uns seine Vermählung mit Fräulein Hildegard Hagen an.
 Rudolf Thilo (Zollern 08–16), Leutnant a. D., Kraak bei Fürstenwerder (Altmark), verlobte sich im August 1925 mit Fräulein Erna Lewaag in Stettin.
 Hans Casper von Schönermark (10–17 Dranien), Oberleutnant zur See, 2. Abt. S. D. D. Stralsund, verlobte sich im Oktober 1925 mit Fräulein Lilli Thormann in Beiershagen.
 Peter v. Lefort (Babenberg 21–25) bittet um Angaben, wer von alten Dahlemlern in diesem Wintersemester in München zu studieren gedenkt. — Zweckdienliche Angaben erbitten wir an die Schriftleitung der D. Bl.

Am Sonnabend, dem 8. August 1925, starb nach langem, schwerem Leiden an Herzschlag der ehemalige Adjunkt des Hauses Burgund

Heinz Winterfeldt

im Alter von 26 Jahren.

Er war ein Mensch von großen wissenschaftlichen und künstlerischen Gaben, von gefestigtem Wesen und solch sonnigem Gemüt, daß er überall Freude um sich verbreitete. Dazu kam eine stete Hilfsbereitschaft, wie man sie selten findet, die geradezu vorbildlich war. Was Wunder, daß wir alle, die wir ihn kannten, mit tiefer Erschütterung, ein Jahr nach seinem Fortgange aus dem Heim, vernahmen, Heinz Winterfeldt sei kurz vor dem Abschluß seiner Studien schwer erkrankt. Ein Kuraufenthalt schien ihm Heilung gebracht zu haben, aber bald verschlimmerte sich wieder sein Zustand. Wer ihn besuchte, sah, wie er zu leiden hatte und wie seine Kräfte abnahmen, und man schied von seinem Krankenbett mit der Rätselfrage im Herzen, warum ein so guter, tüchtiger und strebsamer Mensch solches Schicksal erleiden müsse. Eltern und Braut versichern, wie er auf seinem Krankenlager bis zuletzt mit rührender, gleichbleibender Geduld und Fürsorge die Seinigen immer wieder aufgerichtet habe. Er blieb sich selber treu: ein Held im Leiden. So wird er uns unvergessen bleiben.

Am 29. Juli 1925 starb nach langdauerndem, schwerem Leiden im Bad Altheide der Untertertianer

Karl-Heinz Ahlmann

im Alter von 13 Jahren.

Er war Ostern 1922 bis Herbst 1924 im Haus Burgund. Vor seinem Eintritt ins Heim hatte er schon viel an Gelenkentzündungen gelitten, und sein Herz war schwach. Er entwickelte sich aber körperlich so kräftig, daß wir alle die beste Hoffnung für sein Ausheilen hatten. Die Schule machte ihm Freude, er war ein lieber Kamerad und Haussohn, oft bedauert, daß er trotz seiner körperlichen Gewandtheit und seines brennenden Wunsches bei den Spielen seiner Altersgenossen nicht mitmachen durfte. Da warf ihn seine tödliche Krankheit Ende 1924 auf dauerndes Siechbett. Mit einer Zähigkeit, die allen ärztlichen Voraussagen widersprach, hielt sein Körper stand, so daß er monatelang leiden mußte. Die Krankenschwester, die ihn schon einmal in Dahlem gepflegt hatte, siedelte auf seinen besonderen Wunsch zu ihm nach Gransee in sein Vaterhaus über. Seine Gedanken lebten ganz in Dahlem, dorthin sehnte er sich zurück; denn dort hatte er eine Zeit des Frohsinns und verhältnismäßiger Gesundheit in liebem Kameradentreife verlebt. Die Rückkehr ist ihm nicht beschieden gewesen. Ergreifendes wird uns darüber erzählt, wie er dem Tode bewußt und tapfer ins Auge gesehen hat. In der Erinnerung derer, die ihn kannten und ihm nahestanden, wird er weiterleben als ein liebenswertes, von Leiden schwer geprüftes Menschenkind, dessen reichen Anlagen das Ausreifen nicht bestimmt sein sollte.



Dahlemer Blätter

Weihnachts-Nummer

Nr. 5

5. Jahrg.

Nov.-Dez. 1925

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Friede auf Erden!

(Weihnachten vor 10 Jahren)

Vor NEUVE CHAPELLE, nördlich des La Bassée-Kanals, lagen die Westfalen den Engländern gegenüber bis auf 40 und 60 Meter Entfernung in den Gräben. Aber es waren eigentlich keine Gräben; denn die Gegend war feuchter noch als Flandern: Lehmig-sandiger Boden ließ das Wasser nicht nur durch, sondern sackte, langsam aber stetig fließend, fort, sobald er nicht durch Bohlen und Gestrüpp gehemmt wurde. Deshalb lagen wir nur einen Meter tief in der Erde und einen zweiten Meter hoch waren Sandsäcke, Tausende ja Hunderttausende, aufgetürmt als spärliche Deckung. Das Wasser aber stand bis zum Rande des gewachsenen Bodens. Nur an einzelnen Stellen, an den niedrigen Schuhhütten und Postenständen des vordersten Grabens, wurde durch ununterbrochenes Pumpen und Schöpfen streckenweise der Dammgraben trocken gehalten. Die Posten achteten kaum auf den Feind, sondern sie standen in ständiger Ablösung an den Handpumpen bei schwerer, aber wärmender Arbeit. Gleichen Takttes knarrten die Hebel. Doch wie Musik fast klang das Geräusch an unser Ohr; denn wenn die Pumpe zerbrach, die allein trockenes Lebenkönnen verbürgte, so war kein Ersatz, weder im Zuge noch in der Kompagnie. So reich war niemand. — Wie aber kamen wir hinein in diese Löcherinseln? Hintere Gräben und Annäherungswegen waren rettungslos „versoffen“; bis zum Bauch

watete durch Wasser, wer hindurch mußte. Wie kam das Essen und der Nachwuchs herein? Nachts ging es einfach frei über Deckung. Darum trug man täglich aus dieser „ruhigen Stellung“ einen Toten hinaus — täglich; denn am Abend strichen die Maschinengewehre pausenlos hin über die Gräben: mordgierige Geschosse, blind gezielt. Das taten Menschen — Menschen an: das Weh vergrößernd, das die Natur ihnen bestimmte.

Eine Art von Galgenhumor hatte uns ergriffen. Bitter-hartes Lachen tönte aus den Kriegerkehlen, wenn ununterbrochen auch drüben beim Englishman die Eimer an langen Stäben über den Damm hin ihr Wasser entleerten. Nur selten wurde nach den Gefäßen geschossen. „Ha, ha! dem Tommy geht es genau so wie uns, er ersäuft auch“, spottete ein Posten. — „Das wird morgen ein feuchtes Weihnachten“, klagte ein anderer. — „Die zweite Korporalschaft hat ein kleines Bäumchen und Kerzen.“ — „Wir bekommen heute abend auch einen Kiefernbusch aus dem Biezwalde. Unser Essenträger wird ihn mitbringen. Hoffentlich.“ — „Der wird struppig genug werden!“ — „Struppig oder nicht; wir wollen doch Heiligabend feiern.“ —

Und so kam es. Ein Weihnachten, abgetrokt aller Härte des Schicksals, ein deutsches Weihnachten. Am Abend, da erschollen auf einmal aus all den gepressten Herzen deutsche Weihnachtslieder, und dazwischen knatterten die Maschinengewehre ihren harten Takt. — Da — wer gab das Zeichen? — stand ein strahlendes Bäumchen in der sternentloren Nacht auf dem vorderen Damm, ein zweites, ein drittes immer weiter hin. Es leuchtete deutsche Weihnacht hinüber zu den verdunkelten Tommys. Friede auf Erden! Es verstummten, wie auf höheren Befehl, die mörderischen Waffen von drüben. „Tommy!“ rief es von uns hinüber, „Tommy!“ — Breite, nicht verständliche, aber sicherlich wohlgemeinte Rufe klangen zurück; Friede auf Erden!?

Das deutsche Weihnachten trieb die Leute hinaus aus ihren Löchern. In der Kampflinie war Friede, war Waffenstillstand. Und bei der ersten Dämmerung stiegen sie über die trennenden Dämme, durch die sperrenden Drähte, die Musketierhüben und drüben, schüttelten sich die Hände, tauschten Geschenke zwischen den Gräben in Niemandes-Land. — — Meuterei!? Nein, wir Frontoffiziere wußten es war keine Meuterei; treuere Deutsche konnte es nicht geben, als diese westfälischen Westfalen. Das menschliche Gefühl hatte Frieden gegeben, die gleiche menschliche Not auf beiden Seiten hatte versöhnt. Es schmolz in uns der harte Panzer, der uns sonst allein das Leben ertragen ließ; es war wie ein Traum. Weihnachten, Friede auf Erden.

Dann kam die Besinnung: „Was macht Ihr, Leute? Zurück in die Gräben! Um Himmelswillen zurück! Wer will die Verantwortung tragen!? Zurück, zurück!

gleich wird die Artillerie schießen!“ — Schon begann sie; warnend, hoch in der Luft, plakten zuerst die Schrapnells, dann tiefer und tiefer. Der Spuk war verschwunden; Krieg war wieder die Lösung, Krieg das Recht. — — —

Kein „Vorwurf von oben“ ist an meine Ohren geklungen. Spürten nicht alle die gleiche Sehnsucht? Klang nicht in allen die Erkenntnis unfassbaren Schicksals? Leise aber sagte ein Mann aus meinem Zuge: „Zu Neujahr, wenn sie drüben feiern, werden wir den Tommy nicht ärgern.“

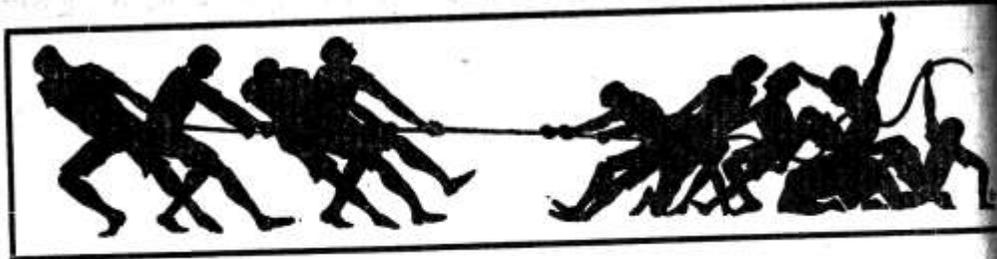
E. R.

Prinz Friedrich von Homburg

Wieder hatte die Ankündigung einer Aufführung des Literarischen Vereins eine zahlreiche Menge Zuschauer in den festlichen Saal des Arndt-Gymnasiums gelockt. Diesmal sollte die Aufführung dem Meisterdrama des unglücklichen preussischen Dichters gelten, und Mühe und Fleiß waren aufgebracht worden, um jenen Konflikt zwischen der Ordnung des Befehles und der des Herzens so recht zum Erlebnis werden zu lassen. Zweimal wurde das Drama gespielt. Am ersten Abend waren es besonders Schüler und Schülerinnen, nicht nur des Arndt-Gymnasiums und der benachbarten Vertrauensschule, die den Raum füllten, am zweiten Abend im wesentlichen die „Erwachsenen“; und beide Male gelang es den „Schauspielern“, die Herzen der Hörer mitzureißen und reichen Beifall zu ernten.

Was ist wohl das Schönste an solchen Schüleraufführungen, die selbstverständlich nie an technisch vollendete Aufführungen von Berufsschauspielern heranreichen können und es auch nicht sollen? Es ist die Begeisterung, die innere Hingabe, mit der jeder der Mitspieler sich dem Ganzen nach seinen Kräften widmet. Nie kann der Unterricht, auch nicht entfernt, ein dichterisches Kunstwerk so zum Erlebnis gestalten, wie es sich in der Seele eines jungen Menschen, der aktiv an einer Aufführung teilnimmt, vollzieht. Hier entwickeln sich ungeahnte Kräfte, hier schwingt die ganze Seele mit, ergriffen von dem Sturm der Begeisterung und dichterischen Leidenschaft. Und diese Ergriffenheit teilt sich dem Hörer mit, denn die jungen Leute auf der primitiven Bühne spielen ja nicht zur Schau, sondern spielen ihre eigene Schau, treten heraus aus dem engen Kreise des Alltags in das unendliche Reich des Geistes . . .

Und gibt es wohl auch für den Leiter solcher Aufführungen ein köstlicheres Bild, als zu sehen, wie jeder hineinwächst in „seine“ Gestalt? Wie aus Zaghafteit Tat sich formt, wie bei jeder Probe neue Quellen fließen, wie die *deia pavla*, „der göttliche Wahnsinn“ alle ergreift. Den einmal gefühlt zu haben, das ist ein Göttergeschenk, das einen begleitet das Leben lang.



Ergebnisse des Winter-Wett-Turnens des Heims

Am Freitag, dem 11. Dezember 1925, fand durch den Kurator im Kasino vor festlich versammelter Heimgemeinde die Siegereveründung und die Preisverteilung für das diesjährige Hallen-Wett-Turnen des Heims statt. Folgendes sind die Ergebnisse:

I. Häuserwettkampf:

Namen der Häuser	Beteiligung	Gruppe A	Gruppe B	Gruppe C	Gesamtzahl	Leistungsdurchschnitt
1. Zähringen	100%	382,5	168,5	121	672	37,36
2. Burgund	100%	508,5	84,5	43,5	636,5	35,35
3. Wittelsbach	100%	360	235,5	—	595,5	35,02
4. Zöllern	100%	110	332	81	523	32,68
5. Babenberg	100%	280	260,5	94,5	635	31,25
6. Dranien	100%	138,5	214,5	195,5	548,5	30,58
7. Staufeu	100%	184	75	211	470	29,37
8. Wettin	100%	146	91	113	350	29,16

Darnach erhält als erster Sieger Haus Zähringen den ersten Wanderpreis des Heims und eine Urkunde, Haus Burgund den zweiten Wanderpreis des Heims und eine Urkunde und das in erstem Wettbewerb unmittelbar folgende Haus Wittelsbach den dritten Preis in Gestalt einer Urkunde.

II. Einzelwettkampf:

A. Älteste Gruppe (Obersstufe):

1. Sieger	Ulrich Conze	Wittelsbach	53,5 Punkte
2. "	Friedrich-Karl Kempe	Staufeu	53 "
	Hans-Heinrich Merres	Zöllern	53 "
3. "	Hermann Windhoff	Zähringen	52 "
4. "	Leo Graf Hensel v. Donnerstmarkt	Burgund	50,5 "
5. "	Walter Middelstorf	Zähringen	48,5 "
6. "	Waldeemar Jordan	Burgund	47,5 "
	Dietrich Mide	Burgund	47,5 "
	Friedhelm Webe	Babenberg	47,5 "

B. Mittelfstufe:

1. Sieger	Wedig v. Hengsbred	Dranien	51,5 Punkte
2. "	Ulrich Poff	Zöllern	50,5 "
3. "	Dieter v. Wedel	Wittelsbach	49,5 "
4. "	Otfried Merres	Zöllern	46,5 "
5. "	Serd Hering	Zöllern	44,5 "
6. "	Heinrich I. Prinz Reuß	Babenberg	43,5 "

C. Unterstufe:

1. Sieger	Rolf Verffl	Babenberg	53,5 Punkte
2. "	Georg-Wilhelm Hempel	Wettin	49,5 "
3. "	Dieter Nomber	Staufeu	46,5 "
	Otto v. Eichel	Dranien	46,5 "
4. "	Walter Müller	Dranien	44,5 "
5. "	Mag v. Knobelsdorff	Zähringen	44 "
6. "	Karl-Dietrich Biering	Burgund	43,5 "

Der Kurator dankte dem Turnauschuß als dem Veranstalter des Festes, den Herren, die freundlicherweise als Schiedsrichter mitgewirkt hatten, den Urkundenzeichnern und Spendern der vielen schönen Preise. Nach dem Hoch auf die Sieger wurde zum Abschluß der Feier das Deutschlandlied gesungen.

Der Turnauschuß bestand aus: den Primanern Hans-Christoph v. Bredow, Dietrich Duadt, Achim Beyling, Klaus Jordan (Schriftführer), dem Sekundaner Hermann Windhoff und den Herren Wittmer und Studienrat Dr. Richter.

Die Urkunden entwarfen: Edgar Hehl, Wettin; Alexander Hempel, Wettin und Effen v. Borde, Burgund.

Weihnachtswettbewerb 1925

„Hätte ich das geahnt!“ so seufzte der Hausvater, bei dem sich am 15. Dezember 1925 die „werkfätige“ Dahlemer Heimlerschaft versammelte, um ihre Weihnachtsarbeiten abzugeben. Es war nämlich ein Preisausschreiben vom Stapel gelassen, in dem die Heimler aufgefordert worden waren, mit Weihnachtsarbeiten — diesmal handelte es sich um Prüfung der Handfertigkeit — zu wetteifern. Und nun kamen sie an, groß und klein, und das Arbeitszimmer, so groß es auch war, füllte sich mit Holz-, Metall-, Stein-, Papp- und Klebearbeiten, mit Zeichnungen und Malereien, so daß es eher einem Kaufhaus glich als der Arbeitsklausur eines gelehrten Studienrats. Und doch, als sich gegen Abend der Ansturm etwas gelegt hatte und besagter Hausvater die Masse der Gegenstände musterte, da zog etwas wie Freude durch sein Herz. Wie viel Liebe steckte doch in all den „Werken“, die die Jungen ihren Eltern auf den Weihnachtstisch legen wollten! Mit wieviel Fleiß und Sorgfalt war das alles geschaffen!

Am nächsten Tage wurden die Arbeiten ins Schülerheimkafino gebracht und den Augen einer kritischen „Öffentlichkeit“ preisgegeben.

Und jetzt — bei Redaktionschluss — waltet eine strenge Schiedsrichterschaft, bestehend aus zwei Hausvätern, zwei Hausmüttern (die sind dabei besonders wichtig) und drei fach- und kunstverständigen Heimlern des schweren Amtes, zu entscheiden, wer eines Preises würdig ist.

Mögen die besten Arbeiten ihren Preis finden! In der nächsten Nummer soll über das Ergebnis unseres Weihnachtswettbewerbs berichtet werden.

Kundreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Abstechern nach Kuba, Mexiko und Kanada

Von Hans-Joachim Neumann (Wittelsbach 12-19)

I.

Von New-York durch die Südstaaten nach Kuba

Im Januar dieses Jahres, als ich einige Tage in Heidelberg auf Corpsbesuch weilte, bekam ich von Hause die telegraphische Anfrage, ob ich mich an einer Amerikafahrt beteiligen wolle. Mein Entschluß war im Augenblick gefaßt — und die Antwort abgeschickt. Bald hörte ich Näheres: Dr. Oldenburg, Ober-Regierungsrat und Vortragender Rat im preussischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten beabsichtigte eine Studienreise im amtlichen Auftrage durch die Vereinigten Staaten zu machen, mit dem besonderen Zweck, Einrichtungen und Anstalten zur Förderung der Landwirtschaft zu studieren, im übrigen Musterfarmen, Forsten und besonders interessante industrielle Werke zu besichtigen. Die Einigung kam schnell zustande. Vorbereitungen wurden getroffen, Ausrüstung, auch für tropische Verhältnisse, beschafft und in aller Eile etwas Englisch gelernt. Ein zweiter Begleiter hatte sich in letzter Stunde gefunden, so daß wir zu dreien am 18. April 1925 die „Stuttgart“, ein 13 000 t-Schiff des Norddeutschen Lloyd's bestiegen, welches uns in zehntägiger Fahrt nach New-York brachte; abgesehen von bewegten Tagen, an denen wir zeitweilig Windstärke 9 hatten, war die Überfahrt leidlich günstig. Zu erwähnen wäre die abwechslungsreiche Fahrt an der englischen Küste entlang. Landschaft mit weiten Parks und Koppeln, unterbrochen von Wäldern, deren vorgeschrittene Vegetation uns auffiel, und steil aus dem Meere ragende Kalkfelsen wechselten ab mit ausgedehnten Hafen- und freundlichen Land-Städten. Eine Stunde, nachdem wir Southampton, wo wir Passagiere und Post ausgetauscht hatten, verlassen hatten, verschwand das letzte Festland, die Neables, drei eigenartige, wie Nadeln aus dem Meer stehende Kalkfelsen. Auf hoher See trafen wir die noch heute größten Schiffe der Welt „Baterland“ und „Fürst Bismarck“, die heute von einer englischen und einer amerikanischen Gesellschaft gefahren werden. Mit eigenartigen Gefühlen sah wir die stolzen Schiffe an uns vorübergleiten.

Eine schöne Abwechslung auf der schließlich eintönig werdenden Fahrt war für uns die Nachricht von der Präsidentenwahl, die fast allgemeine Begeisterung auslöste. — Ob ein von der „Stuttgart“ abgeschicktes Huldigungstelegramm an Hindenburg

wohl angekommen ist? — Ankunft in New-York, überwältigende Eindrücke, mag man über die Stadt im übrigen urteilen wie man will. Großartig ist die Hafeneinfahrt mit dem bekannten Blick auf das Wollentraherviertel und dem fabelhaften Schiffsverkehr. Zehn Tage gebrauchten wir, um uns in der Acht-Millionen-Stadt einigermaßen zu akklimatisieren, Informationen einzuziehen und verschiedene Besuche zu machen. Bei der Ankunft und der Besichtigung der Stadt wurden wir in lebenswürdigster Weise durch einen Schwager und Vertreter des in Landwirtschaftskreisen bekannten Rabethge-Klein-Wanzleben unterstützt, der uns auch sein Büro als Daueradresse zur Verfügung gestellt hat.

Überwältigend wirkte zunächst der hier Verkehrshindernis bedeutende Autobetrieb, erdrückend die verhältnismäßig engen, schnurgeraden Straßen mit den bis 60 Stockwerke hohen Häusern. Sympathisch berührte wieder manches andere, so die mustergültige Ordnung bei den in unbefreiblicher Zahl vorhandenen Verkehrsmitteln jeder Art.

Bald hatten wir heraus, daß ein Expressuntergrundbahnzug, welcher nur auf jeder sechsten Station hält, einen um vieles schneller zu dem Bestimmungsort bringt, als eine teure Autobroschke. Nach zehn Tagen, in denen wir die sehenswertesten Dinge annähernd gesehen zu haben glaubten, ging es weiter über Baltimore nach Washington. Waren wir schon in Baltimore angenehm enttäuscht durch die von New-York abweichende schönere Bauart der Stadt — weite Parks mit englischen Rasenflächen und Komferengruppen machen das Leben dort erträglicher als in der Steinsetzung N.-Y. —, so waren wir erstaunt bei der Ankunft in Washington. Hier ist das Herz für die Verwaltung der 48 Staaten, und so ist die Pracht und die Schönheit der Stadt zu erklären. Das Ganze ist ein großer wunderschöner Park mit darin liegenden gewaltigen und fast durchweg geschmackvollen Marmorgebäuden. Die Amerikaner bilden sich in ihrer kindlichen Naivität ein, die unmittelbaren Nachfolger der Römer zu sein und glauben wohl, dies auch rein äußerlich durch prunkvolle Gebäude dartun zu müssen.

Hier sitzt der Präsident im berühmten „Weißen Haus“, hier ist das Kapitoll mit Sitzungssälen und Wandelgängen für die Abgeordneten und Senatoren, und schließlich sind hier sämtliche Ministerien. So fanden wir die erste ernsthafte Betätigung, u. a. im „Department of Agriculture“, in dem wir eine Woche lang täglich Besprechungen zu Informationszwecken hatten. In deren Verlauf wurde unser weiterer Reiseplan besprochen, der uns schließlich bis ins kleinste von einem Deutschen ausgearbeitet, überreicht wurde. An die erste Woche schlossen sich einige Tagesausflüge mit Besichtigungen von Versuchsfarmen und Anstalten an, die recht interessant und lehrreich verliefen. Auffallend war die große Lebenswürdigkeit, mit der wir allenthalben aufgenommen wurden, und das Kaltgefühl aller Leute, das ihnen verbot, zu uns von dem Weltkriege zu sprechen; selbstverständlich vermieden auch wir es, hiervon anzufangen, so daß wir ungetrübte Eindrücke auch auf unserer ganzen weiteren Reise von den vielen Orten, die wir besuchten, mitnehmen konnten. Am 20. Mai brachen wir unsere Zelte in dem letzten Aufenthaltsort für längere Tage, Washington, ab und fuhren nun — täglich auf der Bahn und jede Nacht in einem anderen Ort — südwärts. Zunächst ging es nach Winchester, einem Zentralpunkt für intensive Apfelkultur in West-Virginien; intensive Farmen, Pack- und Kalthäuser

wurden besichtigt. Die brennendste Frage für alle Obstbau treibenden Farmer der Südstaaten ist die der Bekämpfung von Insekten und sonstigen Schädlingen. Dem entsprechend sind die meist staatlichen Forschungsanstalten ausgestattet und in ziemlich großer Zahl vorhanden; in jedem Staat ist mindestens eine, von Bundesregierung, Staat und Gemeinden unterhaltene landwirtschaftliche Anstalt. Die nächste Station war Raleigh im Staat Nord-Karolina; Versuchsanstalt und Fahrt durch Baumwoll-, Tabak- und Mais-Felder waren hier die wesentlichen Punkte. Durch Süd-Karolina arbeiteten wir uns allmählich nach Georgia hinein, einem landschaftlich wie landwirtschaftlich interessanten Staate. Stundenlang fuhren wir an den Ausläufern des Alleghany-Gebirges entlang, durch Pfirsich-, Gemüse- und Pekannuß-Plantagen. Von dem im Süden des Staates gelegenen Albany ging es in einer Tagesfahrt nach Jacksonville an der Ostküste Floridas, damit in das Gebiet der Ananas-, Apfelsinen- und Mango-Kulturen. (Fortsetzung folgt.)



Monatschronik



31. X. 25. Reformationsfeier in der Aula des Gymnasiums. Orgel- (Studienrat Dr. Melcher), Gedicht- und Musikvorträge. Festrede des Oberprimars Heinrich Bier über die „Reformation in Preußen“. — An diese Feier schloß sich in der Turnhalle unter Leitung unseres Turnlehrers Herrn Harke ein Wett- und Schauturnen (Friedrich Karl Schulze Gedächtnisstiftung) mit nachfolgender Preisverteilung.
7. XI. 25. Aufführung des „Prinz Friedrich von Homburg“ durch den Literarischen Verein. S. S. 35.
4. XII. 25. Geselliger Abend des Rudervereins im Kasino.
11. XII. 25. Abschluß des Winterwettturnens des Heims. S. S. 36.



Die alten Kameraden



- Dr. Joachim v. Albert (Burgund 11-14), Gerichtsassessor, vermählte sich im August 1925 mit Fräulein Gerta Pelzer.
- Dr. Rudolf Zeiß (Bollern 10-14), Salzburg, und Frau Elfriede Zeiß zeigten unter dem 14. November die Geburt eines Mädchens an.
- Walter Groß-Lege (Dranien 11-14) vermählte sich mit Fräulein Liesbeth Eken-Bönnen.
- Wilhelm Eckardt (Wettin 20-21) bestand in Freiburg i. Br. sein Nationales ökonomisches Diplomexamen.
- Karl Müller, z. Z. Adjunkt im Hause Dranien, verlobte sich im Oktober 1925 mit Fräulein Gertrud Weiß.

Am 23. Januar 1926 findet im Arndt-Gymnasium das Winterfest des Rudervereins statt. Beginn 7 1/2 Uhr.

Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 6

5. Jahrgang

Januar 1926

Als Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Der Dahlemer Tag

findet in diesem Jahre statt am

Sonnabend, den 20. März 1926

8 Uhr abends im Kasino des Schülerheims.

Wir bitten Euch, liebe alte Kameraden, uns bis **spätestens 7. März 1926** auf einer Postkarte von Eurem Erscheinen Nachricht zu geben und uns zugleich mitzuteilen, ob und in welchem Hause Ihr nach alter Art um 7 Uhr zu Abend essen wollt. Eine **Anmeldung** zur Teilnahme am Dahlemer Tage ist **dringend notwendig**, auch für diejenigen, die **nicht zum Abendessen** kommen wollen.

Die Schriftleitung der Dahlemer Blätter.

Unser Weihnachtswettbewerb.

Der Gedanke des Wettbewerbs ist in Dahlem heimisch, solange das Schülerheim besteht. An erster Stelle standen und stehen die turnerischen und sportlichen Wettkämpfe, von denen, wie eifrige Leser wissen, fast in jeder Nummer unseres Blättchens die Rede ist. Zu den Wettkämpfen dieser Art haben sich nun noch andere gesellt, und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Beteiligung an diesem neuen Ringen um den Preis nicht geringer ist.

Im vorigen Jahre hatten wir Preise gesetzt auf besonders tüchtige künstlerische Leistungen, und unsere jungen „Dichter“ und „Maler“ nahmen den Wettbewerb freudig auf. So konnten wir in der vorigen Weihnachtsnummer ein reizendes Weihnachtsmärchen und zwei hübsche Weihnachtsbilder abdrucken und eine Reihe anderer Mitbewerber für ihre guten Leistungen auszeichnen.

Diesmal verlegten wir den Wettbewerb auf ein ganz anderes Gebiet. In jedem Jahre können wir beobachten, wie unsere Heimler in den Adventswochen nach erledigter Schularbeit eifrig sich betätigen, um ihren Eltern durch selbstgearbeitete Geschenke eine besondere Freude zum Fest zu machen. Das war stets ein Basteln und Sägen und Hobeln und Kleben und Zeichnen und Malen, daß man sich oft in eine richtige Werkstätt versetzt glauben konnte. So lag es nahe, einmal einen Handfertigkeitswettbewerb auszuschreiben in der Form, daß unsere Zöglinge mit ihren Weihnachtsarbeiten in Konkurrenz traten.

Der große Erfolg des Wettbewerbs zeigte, daß wir diesmal auf der rechten Spur waren. Es ist erstaunlich, welches Geschick unsere Jungen auf handwerklichem Gebiet entwickelten.

Am 15. Dezember brachten die Heimler ihre „Werke“ an einer bestimmten Abgabestelle zusammen. Da sah man Radioapparate, Burgen, Körbe, Leuchter, Serviettenringe, Buchzeichen, Wandleuchter, Kalender, Bildchen, Kästchen mit kunstvoller Einlegearbeit, selbstgegossene Bleisoldaten, Hängelampen, Zeichnungen und so viele andere schöne Dinge, daß man sich jetzt schon für die Eltern freute, denen dieser Segen bestimmt war.

Besonders Haus Dranien, das am Abend des 15. Dezember kurz vor Tagesanbruch geschlossen anrückte und dem „Weihnachtswettbewerbskommissar“ seine Schätze mit der Widmung *Quidquid id est, tunc ORANIOS et dona ferentes* überreichte, war so vollstänbig vertreten, daß man ernstlich an eine Sonderausstellung dieses Hauses dachte.

Sehr ordnungsgemäß ging übrigens die Sache zu. Wir hatten drei Gruppen unterschieden: Zur ersten Gruppe, die freilich nur spärlich besetzt war, rechneten wir die Einsender, die vor dem 1. Januar 1910 geboren waren, zur zweiten die zwischen dem 1. Januar 1910 und dem 1. Januar 1913 geboren waren, zur dritten alle die, die nach dem 1. Januar 1913 geboren waren. Ein jeder Einsender hatte an seinem „opus“ ein Kennwort befestigt und zugleich — zur Wahrung völliger Objektivität — einen Brief abgegeben, der außen das gleiche Kennwort innen den Namen enthielt.

Schon die Kennworte waren zum Teil reizend: „Welle 505“, „Wenig, aber herzlich“, „Unlauterer Wettbewerb“ (hier handelte es sich um eine junge Dame, die Tochter eines Hausvaters), „Arbeit und Fleiß“, „En gros — en détail“, „Dressurprobe“ (ein 6-jähriger, der eine Pferdeleine angefertigt hatte), „Ὀὐν Ἀδρυνα καὶ γαλα κίβη“, „Ich kann Armeen aus der Erde stampfen“ (Verfertiger der Bleisoldaten), „Meister muß sich immer plagen“, „Magna arx multae artis“ (Verfertiger einer Burg), „Du kriegst eine geklebt“, „Mehr Schweiß als Preis“, „Ländelnd auf ein lustig Land“, „Kleberecht Hühnchen“ uff.

Am 16. Dezember wurden nun alle Werke nach den oben erwähnten Gruppen im Sitzungszimmer des Kasino festlich aufgebaut und der allgemeinen Besichtigung freigegeben, wobei würdige Primaner die Aufsicht führten und dafür sorgten, daß niemand die Segenstände berührte.

Und dann erschienen am 19. Dezember die Schiedsrichter. Es waren zwei Hausväter, zwei Hausmütter und drei Primaner, die das Los getroffen hatte und die sich bereit erklärten, dies schwierige Amt zu übernehmen. Denn schwierig war das in der Tat. Wem sollten die ersten Preise zufallen? War doch eigentlich jede der Arbeiten so reizvoll und zeugte von so viel Liebe und Arbeitsernst, daß ein Richter hier eigentlich eine Grausamkeit bedeutete.

Aber das half nun nichts. Man mußte eben auch den Mut zur Grausamkeit haben.

Zwei Preise waren für jede Gruppe bestimmt. Und so kam die strenge Richtergruppe erst einmal überein, der 1. Gruppe, bei der die Beteiligung nur gering war, einen Preis zu nehmen und ihn als „Übergangspreis“ einer tüchtigen Arbeit aus den beiden anderen Gruppen zu verleihen.

Und nun die Sieger? Es war seltsam. Die Schiedsrichter hatten sich anfangs vor einer Entscheidung gefürchtet, aber siehe da, ihre Entscheidung war völlig einmütig, obwohl die Abstimmung geheim war. Und so gingen denn folgende Heimler als Sieger hervor:

In der **ersten Gruppe** erhielt **Kurt George** (Dranien, geb. 5. IX. 09) den einzigen Preis dieser Gruppe für seine Ampel (Holzsägearbeit, blaue Seide), die tatsächlich „Ὀὐν Ἀδρυνα“ hergestellt war.

In der **zweiten Gruppe** erhielten den **ersten Preis** zwei Dranier: **Carl Ludwig Bennede** (geb. 1. VII. 12) und **Wedig v. Hendebed** (geb. 7. IX. 10). Beide hatten wahrhaftig „Armeen aus der Erde gestampft“, hatten ihre Soldaten selbst gegossen und selbst bemalt. Den **zweiten Preis** dieser Gruppe erhielt für seine meisterlichen Einlegearbeiten — sein Motto war: „Meister muß sich immer plagen“ — ebenfalls **Carl Ludwig Bennede** (Dranien).

In der **dritten Gruppe**, der die Kleinen und Kleinsten angehörten und die besonders reich vertreten war, erntete **Karl Rabethge** (Dranien, geb. 14. VI. 13) den **ersten Preis**. Auf ihn trifft sein Motto „Ohne Fleiß kein Preis“ im besten Sinne zu. Denn seine Arbeit, ein völlig bis in jede Kleinigkeit selbst hergestellter Lampenschirm, ist wirklich eine Meisterleistung. Sie ist die beste von allen ausgestellten Arbeiten. — Den **zweiten Preis** erhielt der kleine Erbauer der großen Burg **Walter Müller** (Dranien, geb. 23. XII. 13).

Den „Übergangspreis“ erhielten die reizenden, von Waltraut und Hermann Schmidt, den Kindern des Dranienvaters, gemeinsam (Motto: Vive la compagne!) hergestellten Tierchen.

Lobende Erwähnung verdienen schließlich in der ersten Gruppe die bemalten Kalender von Alexander Hempel (Wettin), in der zweiten Gruppe der Radioapparat von Bolko Graf v. Roedern (Dranien) und Hans Schacht (Dranien), der Wandleuchter in Laubsägearbeit von Wilhelm Freiherr v. Rheinbaben (Wettin), ein Kästchen mit Untersaß in Laubsägearbeit von Paul Ullmann (Staufen), ein buntlackierter Laubsägeuntersaß von Eberhard William (Dranien), eine gelbseidene, in Laubsägearbeit, die den „Osterpaziergang“ darstellte, verfertigte Hängelampe von Klaus Senken (Zähringen), ein Kalender (Laubsägearbeit) von Paul Ullmann (Staufen), ein Wandbild (Laubsägearbeit) von Fritz Bollmar (Zähringen). In der dritten Gruppe verdienen lobende Erwähnung Waltraut Schmidt (Dranien) für ihre Eierwärmer, Karl Rabethge (Dranien) für sein Kästchen in Laubsägearbeit, Dieter Nomber (Staufen) und Ernst Achim Nomber (Staufen) für ihre aus Pebbigröhre geflochtenen Körbe, Claus Prißell (Dranien) für sein Wandbild in grüner Seide und Laubsägearbeit, Conrad Graf v. Roedern (Dranien) für seine Schreibmappe — und Wolfgang Dieter Schmidt genannt „Buzi“ (Dranien, geb. 13. III. 191), der jüngste Sohn des Hausvaters, für seine gehäkelte Pferdeleine mit Glöckchen.

So war dieser Weihnachtswettbewerb ein erfreuliches Zeichen der Regsamkeit und der Kunstfertigkeit unserer Heimler.

W. K.

Rundreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Abstechern nach Kuba, Mexiko und Kanada

Von Hans-Joachim Neumann (Wittelsbach 12—19)

II.

Durch abwechslungsreiche Gebiete ging es immer süblicher, größerer Hitze und Landschaft mit tropischer Vegetation entgegen. Nach einem zweitägigen Aufenthalt im schönen Seebad Miami mit grunewaldvillenartigen Winterhfen und herrlichen Anlagen der reichen Nordamerikaner fuhren wir an den südlichsten Punkt von Florida, Key-West, im Zuge zwei Stunden lang übers Meer auf endlos langen, einzelne Koralleninseln verbindenden Brücken; die Strecke ist ein Wunderwerk moderner Technik. Was uns Deutschen — allgemein — in den Südstaaten besonders auffiel, war der ungeheure Walddraubbau, welcher hier getrieben wird. Von einstigen schönen Kiefern, Zedern und Palmenwäldern sind nur noch einzelne Exemplare geblieben, dazwischen weiden einige wenige Stücke Vieh, die das Aufkommen von Jungwuchs verhindern. Erst in letzter Zeit, unter dem jetzigen Präsidenten, wird versucht, der Miswirtschaft durch forstliche Propagandatage, an denen jeder Bürger verpflichtet ist, einen Baum zu pflanzen, und durch Aussetzen von Prämien für das Anlegen von Kulturen zu steuern. Der Erfolg der Bemühungen steht noch dahin. — Von Key-West fuhren wir nach Erledigung der Passangelegenheit in sechs Stunden nach Habana über

Schöne Hafeneinfahrt mit Blick auf alte Befestigungen aus dem 16. Jahrhundert, erdrückende Hitze in ganz engen Straßen, schwere Zigarren und endlich wieder der erste Tropfen Alkohol — in Amerika besteht strenge „Prohibition“, wenigstens für die des Landes unkundigen Ausländer, — das waren die ersten Eindrücke von Kuba. In einigen Besprechungen mit Herren der deutschen Gesandtschaft und kubanischen Verwaltungsbeamten informierten wir uns über die hiesigen Wirtschaftsverhältnisse. Kuba lebt von umfangreichem Zuckerrohrbau und produziert $\frac{1}{3}$ der Zuckermenge der Welt; sein Hauptabfahgebiet sind die Vereinigten Staaten, in dessen politischer wie wirtschaftlicher Abhängigkeit es steht; politisch unter dem Protektorat der „Staaten“ stehend, ist es wirtschaftlich gänzlich von diesen abhängig, insofern als 70% allen vorhandenen Kapitals in amerikanischen Händen ist, so fast sämtliche Zuckerrfabriken mit dazugehörigem Land, welches pachtweise an sogenannte „Colonen“ abgegeben wird. Eine untergeordnete Rolle spielt in dem Lande der Tabakbau, der nur 8% der benutzten Fläche einnimmt; außer einigen in Habana sind die meisten Zigarrenfabriken in Tampa (Florida); in Habana befinden sich die bekannten von Henry Klav-Bock und Upmann. Die aus Mulatten, einem Gemisch von Spaniern und Negern, bestehende Bevölkerung spricht spanisch und kann als deutschfreundlich bezeichnet werden. Mit englischer Sprache kommt man nur schlecht durch, da selbst nur wenige gebildete Leute beide Sprachen beherrschen. Als Arbeiter wandern Neger von Jamaika und Itali, Chinesen und Japaner, saisonweise Südspanier zur Zuckerrfabrik ein. Der ganzen gelben Rasse ist die Einwanderung in die Staaten strengstens untersagt, so daß Japan wie China viele Leute, deren Arbeitskraft hier sehr gelobt wird, nach Kuba abschicken. Das Klima wird als ideal bezeichnet; während die niedrigste Wintertemperatur in der Nähe von +20 Grad Celsius liegt, hat die Insel stets an fast allen Punkten leichte Seebrise, die das Leben erträglicher als in anderen heißen Ländern macht. Nach einigen Tagen in Habana und Umgegend fuhren wir ostwärts in die Provinz Santa Clara zu Bekannten des Geh. Rat D., bei denen wir acht wundervolle Ausruhetage hatten, reizend aufgenommen von zwei deutschen Familien. Tägliche Ritte durch Zuckerrfabriken und Urwälder machten den Aufenthalt besonders angenehm. Das Gut liegt in landschaftlich schöner Gegend, mit den Formationen eines mitteldeutschen Gebirges, etwa dem Thüringer Wald vergleichbar. Täglich wurden neue, uns bisher unbekannt tropische Gewächse betrachtet, photographische Aufnahmen gemacht und im übrigen recht tüchtig ausgeruht.

Von Kuba (Habana) aus fuhren wir nicht den schnelleren Seeweg nach Mexiko, sondern fuhren nach Tampa (Florida) über und trieben unsere Studien zunächst in den Südstaaten weiter. Dabei hatten wir ein bestimmtes Prinzip als praktisch herausgefunden, nämlich in jeder sehenswerten Stadt bzw. Gegend immer das Typische zu sehen und das auf die einzelnen Tage zu verteilen, um nicht die verschiedenen Dinge zweimal und dreimal zu sehen, denn schon hier unten wurde uns klar, daß das riesige Programm in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünf Monaten anders nicht zu schaffen sei. So ging es von der staatl. Universität Gainsville (Florida) zum kleinen, aber sehr reichen Staate Alabama, wo wir in der Nähe von Montgomery einen Tag lang musterhafte Landschulen sahen, die, wunderbar aufgebaut, eine zentrale Lage haben und in 10—15 Lastautos täglich die Kinder heranziehen. Dann fuhren wir

über New-Orleans durch Louisiana, wo uns der Reisbau mit künstlicher Bewässerung am meisten interessierte, den wir in vorbildlicher Weise bei einem deutschen Landwirt besichtigten, nach Texas hinein. Texas, annähernd zweimal so groß wie Deutschland, mit nur 7 Millionen Einwohnern, kann man eine trockene Wüste nennen; trotzdem ist es der Staat mit der größten Baumwollausfuhr, es hat ein von Norden nach Süden, etwa in der Mitte des Staates verlaufendes Alluvialgebiet, welches, verhältnismäßig klein, Weizen, Baumwolle und Reis in Mengen produziert. Interessant war für uns das südliche Steppengebiet mit den riesenhaften Viehwirtschaften. Auch hier sahen wir etwas Typisches, einen kleinen Teil der 2 300 000 Morgen großen Viehranch des Mr. King, von dessen Schwiegersohn, einem Deutschen, geleitet. Auf einem Areal von zwei größeren preussischen Kreisen werden hier jährlich ca. 40 000 Stück Schlachtvieh zum Versand nach dem Osten und Mittelwesten produziert, im Verhältnis zu der in der Umgebung extensiven Wirtschaftsart ein intensiver, gut geleiteter Betrieb. Am 1. Juli kamen wir nach 36stündiger Fahrt durch teils gebirgige Wüste in der 2400 m über dem Meere gelegenen Hauptstadt Mexiko an. Mexiko über 4 1/2 mal so groß wie Deutschland, hat nur 14 Millionen Einwohner, die auf sehr niedriger Kulturstufe stehen, 75 % der Bevölkerung sind Analphabeten. Es sind teils reine Indianer und Spanier, meist Mischlinge aus beiden Rassen. Das Land an sich reich an Bodenschätzen jeder Art und an Möglichkeit der Ausdehnung der Landwirtschaft, ist durch die 15jährigen Revolutionen total zermürbt und verarmt. Während es früher außer Bodenschätzen auch Mais und Weizen exportierte, kann es jetzt nicht mehr seine wenigen Menschen ernähren, sondern importiert Getreide und Gemüse von den Verein. Staaten und Südamerika. Der Grund ist zu suchen in den grenzenlos unsicheren politischen Verhältnissen, es gibt keine Garantie für sicheren Besitz und ruhige Arbeit. Durch bolschewistisch-internationale Elemente werden russischem Muster Massenaufteilungen von größeren und kleineren Haciendas (Güter) vorgenommen, und das in einem Land, in welchem bisher überhaupt nur 2 % der Fläche für landwirtschaftliche Zwecke geeigneten Gebiets genutzt werden; nebenbei sind Überfälle und Ausplünderungen von Haciendas an der Tagesordnung. Die Folge dieser Politik ist, daß viele spanische Grundbesitzer mit ihrem Geld nach Spanien zurückgehen, Geld und Arbeitskraft dem Lande verloren gehen. Zum genaueren Studium der landwirtschaftlichen Verhältnisse waren wir fünf Tage lang der Einladung eines deutschen Landwirts auf seine in der Nähe von Puebla gelegene Hacienda gefolgt, die bisher als Mustergut von der Aufteilung verschont geblieben ist; die Folgen der politischen Unsicherheit waren aber auch hier zu beobachten, insofern seit einigen Jahren kein Geld mehr zur Verbesserung des Gutes verwandt wurde. Von der 2500 m hoch in landschaftlich schöner Gegend gelegenen Gute unternahmen wir einen kurzen Ausflug in Mexikos tropisches Kaffee- und Tabakbaugelände bei Orizaba und Cordoba (ca. 800—1000 m hoch). Hochinteressant ist Mexiko für Kultur- wie Naturforscher. Das Alter der vor nicht allzulanger Zeit entdeckten und noch nicht erforschten Maja-Kultur wird von Forschern mit 8000 Jahren angenommen; ein Teil freigelegtes Pyramidental in der Nähe der Hauptstadt wird hierüber in nächster Zeit wohl genauere Schlüsse zulassen. Von den jüngeren Kulturen ist von Cortez (um 1500) vorgefundene, der grausamen Azteken, die wichtigste. 30

reiche Opfersteine für Menschenopfer und Götzenfiguren sind in dem sehr guten archäologischen Museum in Mexiko Stadt zu sehen. Der Naturforscher findet reichliche Befähigung in den umfangreichen tropischen Gebieten Mexikos mit seiner gewaltigen Vegetation. Nach einem 8tägigen Aufenthalt in der sehr schönen Hauptstadt ging es in einer Gewalttour von 51 Stunden über El Paso wieder in die Staaten, unserem eigentlichen „Operationsgebiet“, zurück. Leider mußten wir hier einsehen, daß die Zeit zu knapp war, um unser Programm ganz durchzuführen, und so wurde in erster Linie landschaftlich Schönes gestrichen, immerhin sahen wir noch genügend überwältigende Dinge —: so das Gebirge Arizonas bei Phoenix mit dem Rosevelt-Staudamm und die Grand Cañon of the Colorado River, schließlich die wunderbaren Urwaldparks Sequoia und Yosemite. Dazwischen lagen landwirtschaftlich wichtige Strecken, zunächst das Bewässerungsgebiet von Phoenix, das in 30 Jahren aus Wüste zu einem kleinen Paradies gemacht wurde, dann die berühmten Fruchtbaugelände Kaliforniens um Los Angeles, etwas nördlicher um Fresno und San Francisco Weinbau, alles mit künstlicher Bewässerung. Enttäuschend war für mich, vielleicht weil wir aus dem alten Kulturland Mexiko kamen, Los Angeles, von dem behauptet wird, es sei eine der schönsten Städte der Welt. Außer der parvenühaften Kinovorstadt Hollywood konnte ich trotz größter Anstrengung keine wesentlichen Abweichungen von der typischen amerikanischen Geschäftsstadt feststellen, ähnlich ging es mir mit San Francisco, welches allerdings infolge der günstigen Lage am Meere ein besonders gutes Klima hat. Hier wie dort verschwinden die wenigen Anzeichen spanischer Kultur, es herrscht das amerikanische Turmhaus. Herrlich waren die Tage in den Urwäldern, stundenlang konnte man zu Fuß und zu Pferde, ohne einen Menschen zu sehen in den überwältigenden Wäldern umherstreifen und die in einer Höhe bis 4000 m fabelhafte Vegetation genießen. Außer den Riesenbäumen, hier Big Tree genannt, die bei einer Höhe von 115 m einen Durchmesser am Boden von 12 m erreichen, sind zwei Tannen- und 21 verschiedene Kiefernarten zu finden, daneben die auch in Deutschland angebaute Douglasfichte. Die Gras- und Blumenvegetation, sowie die reichliche, hier unter strengem Schutz stehende Fauna übersteigen alle Erwartungen. Von San Francisco hatte ich Gelegenheit, neben landwirtschaftlichen Ausflügen, auch einen ins forstlich gut bewirtschaftete Redwood-Gebiet von Grota zu unternehmen. Unter der sehr interessanten Fällung der Riesenbäume mit über 5 m langen Sägen und dem folgenden Abtransport mit Bergbahnen, sah ich eine Baumschule und eine nach Henry Forbs Transportbandsystem organisierte rasche Schneidemühle, die sämtliche deutsche Holzverwertungseinrichtungen an Größe um vieles übertrifft. Die Amerikaner haben nun einmal die unbegrenzten Geldmittel, allerdings auch ein bewundernswertes Organisationstalent. Von hier gehts für zwei Tage in das für mich besonders interessante Douglasgebiet bei Portland (Oregon), von dort über Yellowstone Park und Denver (Colorado) leider zu schnell heraus aus den waldigen Waldgebieten des Westens.“



Monatschronik



19. XII. 25 veranstaltete im Rahmen einer Andacht in der Aula Herr Schulze eine Rezitation aus der Bibel. Ihn begleitete auf der Orgel Herr Studienrat Dr. Melcher.
21. XII. 25. Feier zum Gedächtnis von Konrad Ferdinand Meyer. Herr Studienrat Wollenberg sprach über Leben, Werte und Bedeutung des Dichters. Herr Studienrat Dr. Christians trug gewählte Stellen aus seinen Werken vor. Frau Generaloberarzt Schmidt sang Lieder des Dichters.
22. XII. 25. Beginn der Weihnachtsferien.
8. I. 26. Beginn des neuen Vierteljahrs.



Die alten Kameraden



Carl Kinde (Burgund 16-20), Dranseke, Post Wiek (Insel Rügen) verlobte sich im Dezember 1925 mit Sigrid Frein von Cokhausen in Wiesbaden.

Dr. Bernd Rütger v. Gofler (Burgund 18-22), Breslau, Kaiser-Wilhelm-Str. 2 bestand, wie er am 21. 12. 25 mitteilte, in Breslau die Referendarprüfung.

Eberhard v. Bornstedt (Babenberg 11-16), Schlave, Bahnhofstr., und Frau Elisabeth v. Bornstedt zeigen die Geburt einer Tochter an.

Arnold Bernhard v. Bernuth (Oranien 10-13), Wiefau, Kreis Slogau, verlobte sich mit Fräulein Elisabeth Charlotte Miesitschek v. Wischkau in Liegnitz.

Dr. Christoph Johann Krader v. Schwarzenfeldt (Burgund 14-21), Breslau, Tauenhienstraße 71, verlobte sich mit Fräulein Spes Miesitschek v. Wischkau in Liegnitz.

Herr Professor Hoppe in Schwedt a. O., der ehemalige Heimbater von Haus Wittelbach, betrauert den Heimgang seiner Mutter, die hochbetagt in Strausberg starb.

Druckfehlerberichtigung: Anstatt „Große Lege“ auf S. 40 der vorigen Nummer zu lesen: Große Leege.

Am 23. Januar 1926

abends 7½ Uhr findet im Arndt-Gymnasium das **Winterfest des Rudervereins** statt.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 7/8 5. Jahrgang Februar/März 1926

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Rheinfahrt

Von Erik Krämer (Oranien)

Der Herbst des Jahres 1925 rief uns zur letzten Fahrt. Sechs Jahre lang hat ein Stamm alter Wanderer meist aus der jehigen O 1b mit Herrn Studienrat Schmidt Fahrten ins deutsche Land unternommen. Erst ging's in die engere Heimat, die Mark mit ihren Seen war das Ziel, dann in den Harz, zur Weser und so in immer weiteren Kreisen von der Reichshauptstadt fort. Nun tauchte in uns der durch Rheinlandfeier und besondere Beziehungen genährte Gedanke auf, die letzte Fahrt als großen Abschluß unserer Schulwanderungen zum Rhein zu machen. Aus tausend Gründen lockte es uns nach Westen, aber Schwierigkeiten, vor allem auch geldlicher Natur, hatten uns schon gezwungen, unseren Plan aufzugeben. Da wurde uns Hilfe in der Not. Herrn Oberstudiendirektor Dr. Kremmer gebührt hier unser aller tiefer Dank. Seine rege Anteilnahme und materielle Förderung machte unsern Plan erst ausführbar. Nun konnten wir erstens die Zahl der Teilnehmer erweitern und hatten zweitens einen dringend erforderlichen Notgroschen in der Tasche. Wie wir ihn verwandten, will ich nachher erzählen. Das Programm wie immer: Möglichst viel, aber ohne Heke sehen; möglichst sparsam, aber ordentlich leben, Jugendherbergen als Quartiere, und vor allem fröhliche Wanderkameradschaft.

Versuche, lieber Leser, Dir eine Schar von sechzehn unternehmungslustigen Leuten vorzustellen, die nicht nur, nachdem sie morgens noch auf den Schulbänken dauernd nach der Uhr hatten sehen müssen, am Abend des gleichen Tages in die Ferien fahren, sondern mache Dir klar, daß es außerdem noch an den Rhein ging. Nun, Deine Vorstellung kann nur ein schwacher Abglanz des Wirklichen sein.

Es war die richtige Nachfahrtromantik. Einigen Mitreisenden schien die Romantik zwar etwas zu kitschlich, aber es müssen wohl aromantische Naturen gewesen sein. Sogar etwas geschlafen haben wir, wenigstens wurde in der Gegend von Eisenach geweckt, und jemand, der begeistert ein zugiges Fenster öffnete, reichte seine Faust ins Dunkle und sprach irgendwelche noch dunkleren Stellen als Wartburg an.

Frankfurt, Goethehaus, Paulskirche, Kaisersaal, dann die Saalburg. Der strömende Regen passte zur Saalburg. Wir standen auf den Wällen ganz allein und schauten auf die verhangenen schwarzen Taunushöhen und gerieten wirklich ein wenig in die Stimmung, wie sie die Römer überkommen haben muß, die hier im Norden die Grenzwehr hielten. Wir singen sogar an, eifrig Probleme zu wälzen und sanken schließlich nach seltener Rückfahrt nach Frankfurt und einem fröhlichen Abendbrot daselbst, trotz des schlechten Wetters, ja vielleicht gerade deshalb, hochbefriedigt auf unser Lager in der Jugendherberge. Am anderen Morgen um 1/29 Uhr ging's mit der Bahn den Main entlang nach Kassel und von dort über die Rheinbrücke nach Mainz. Die meisten von uns sahen hier zum erstenmal den Rhein, zum erstenmal aber auch unsere Bedrücker, die schwarzen und weißen Franzosen. Schnell suchten wir noch den Mainzer Dom aus der Fülle der ihn umlebenden und verdeckenden Häuschen heraus, und dann geht's auf dem weißen Salondampfer der Köln-Düsseldorfer Linie „Kronprinzessin Caecilie“ den Rhein hinunter. Und nun gibt es Rheinwetter. Die Wolken, die noch Mainz bedrückt hatten, weichen, und Sonne und blauer Himmel leuchten über dem Rhein. Herrgott, war das schön! Worte sind Sünde. Bingen, Rudesheim, Bacharach lassen wir hinter uns. Ruine an Ruine zack in die Bläue des Herbsthimmels, und ruhig gleiten wir Gaub entgegen. Blüchers Arm reckt sich über das Wasser. Die Pfalz lockt, und wir verlassen das Schiff. Ein ratterndes Motorboot trägt uns gleich hinüber zum Pfalzgrafenstein, der Rheinpfalz, die mitten im Wasser ragt, und wir lauschen dem Nassauisch unseres Führers, der uns mit wirklicher Liebe erzählt und uns nicht Zahlen vorschwatzt. Und Gaub selbst? Ein altes Städtchen mit Vergangenheit und einem „Gauber Schloßberg“, der in Stimmung bringt. Um 4 Uhr Abmarsch mit langsam sinkendem Abend in den Taunus hinein. Drei Stunden lang wanderten wir, manchmal tüchtig bergauf, aber immer war es schön. Mitten drin in den Bergen gab's dann Bürgerquartier im Elternhause eines unserer Klassenkameraden. Richtige Betten nahmen uns auf, ein erfreuliches Abendbrot und eine noch erfreulichere Bowle machten, daß wir erst spät zu Bett kamen. Nach kräftigem Frühstück geht's am nächsten Morgen auf anderem Weg zum Rheine zurück. Von der Lurley schauen wir hinab, steil unter uns ziehen die Dampfer dahin. Nicht lang jedoch heißt's verweilen, denn bald geht unser Dampfer von St. Goar ab.

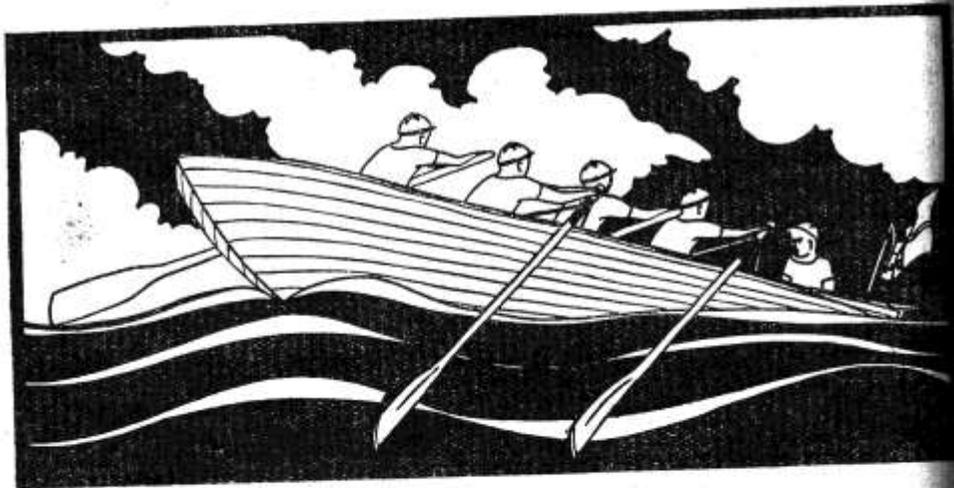
Und wieder gleiten wir stromabwärts, und wieder gibt's nach erst trübem Morgen strahlendes Rheinwetter. Klöster und Schlösser stehen auf Bergestuppen und winken uns, aber die Margburg erst auf freiem Felsen hoch über Braubach zieht uns zum Ufer. Und wir sehen truntenen Blicks von ihrem Burgfried weit über Land und Strom, über Dorf und Stadt. Oft sind wir müde, doch dann heißt es: „Marsch, marsch, Kolonnen formiert und eins gesungen!“ So geht es den Strom entlang, während die Sonne mit letztem Strahl die Landschaft trifft. Am Deutschen Eck erhob sich in klarem, in Rhein und Mosel spielendem Mondlicht gewaltig und stark in den Linien

das Kaiserdenkmal, und vom Ehrenbreitstein drüben blühten die Lichter über das ruhig plätschernde Wasser. Der andere Tag findet uns bei frühestem Morgengrauen auf der Mosel. Nach einstündiger Fahrt den Fluß entlang, leider ohne ein dem Rheinwetter entsprechendes Moselwetter sehen wir in Moselkern beim Kaffee und marschieren dann durchs Elstal zur Burg Elz. Ihre Zinnen verschwinden uns im Nebel, und ihre Umrisse mehr ahnend, zogen wir weiter in die Eifel hinein nach Münstermaifeld. Ein verpackter Zug wollte uns auf einen halben Tag hier festnageln und unsere Stimmung verderben. Doch da war unser Notgroschen gut, wir mieteten uns stolz zwei Landauer und fuhren los durch die Eifellandschaft; auf und ab sprangen die rüstigen Jungmänner, und das Gelärm war erheblich. So kamen wir nach Mariatalach und freuten uns an dem reichen Kloster und dem unverhofften See in den Bergen. Und als es dunkel war, saßen wir wieder am Rhein in Andernach. Unsere Lagersäfte befand sich in luftiger Höhe im runden Turm von Andernach mit 6 m dicken Mauern und einer engen Treppe. Der vorletzte Tag unserer Reise stand im Zeichen der Türme von Köln. Morgens Anfahrt von Andernach her über Bonn. Ganz klein und kümmerlich standen wir am Dom und erfüllten ihn als das Gewaltige, das er ist. Einzeln durchstreifen wir die Stadt und ihre Kirchen, viele blieben lange Zeit im Dom und hielten ihre Feierstunde für sich. Jeder nahm seinen Eindruck und sein Erleben mit sich. Am Abend trafen wir uns und bereiteten uns mit Speise und Trank auf den kommenden letzten Tag unserer Tour vor, der ein schwerer werden sollte.

Um 4 Uhr früh verließen wir am andern Morgen das heilige Köln. Düsseldorf, Duisburg waren vorbei. Werke, Hochöfen, eine Fabrik an der andern, dazwischen Fördertürme und drehende Seilscheiben. Essen-West ist erreicht. Zehn Minuten lang fahren wir durch Kruppsches Gelände. Essen-Hauptbahnhof. Kurzer Morgenimbis, der erste Bissen an diesem Morgen. Und dann mit der elektrischen Bahn mitten durch die Stadt, der klarstes Herbstwetter ihre Schwärze nimmt, zur Zeche Langenbrahm. Ein lebenswürdiger Direktor erwartet unsere angemeldete Schar bereits. Nach kräftigem Imbis werden wir getrennt; gruppenweise soll die Befahrung des Bergwerks vor sich gehen. In Einzelzellen finden wir Bergmanns Kleidung und Grubenlampe. Wie wir uns endlich umgezogen wieder zusammenfinden, erkennen wir uns nicht mehr. So schreibt unsere Gesellschaft, geleitet von Direktor und Steiger, dem Förderkorb zu. Einige Greenhörner schmettern den Begegnenden unbelümmert ein „Guten Morgen“ entgegen, lernen aber in erstaunlich kurzer Zeit das „Glückauf“ und begrüßen von nun an sogar die Pferde, die unter Tage die Loren ziehen, mit diesem Ruf. Es klingt zu forsch und sachmännisch. Und nun die Seilsfahrt, Zehnmeterskunden Geschwindigkeit, das ist vielleicht eine andere Sache als die Schnelligkeit eines Lifts. Auch ist die Vorstellung des Neulings, das Förderseil könne reißen, nicht gerade beruhigend. Aber wir kommen glücklich, wenn auch etwas plöcklich, nach unten (370 m). Zwar schwappt der Magen wie ein Luftkissen, und hören können wir auch nicht, aber sofort vergessen wir all das und schauen uns um unter Tage am Füllkorb. Ununterbrochen frist einer der beiden achtföckigen Förderkörbe die vollen Loren, während man dem anderen die leeren entreisst. Mit 18 Meternkunden Geschwindigkeit sauft die Kohle nach oben und die leeren Wagen nach unten, immerzu, immerzu, ohne Pause. Schattend zittern unsere

Lampen durch die Stollen, die wir manchmal nur gebückt durchschreiten können. Streckenweise fahren uns auch die kleinen Benzolmaschinen, aber die gibt's nicht überall. Mehrmals rutschen wir auf dem Rücken liegend die oft nicht mehr als meterhohen Flöße herab, und zwar auf den abschüssigsten Kohlenrutschen. Betäubt und bewundernd sehen wir, wie der Luftdruckbohrer sich in den Berg wühlt, und wir versuchen zu ermessen, wie schwer die sechsstündige Arbeit des Hauers ist, der großenteils nur auf der Seite liegend die schwarzen Diamanten bricht. Fern sehen wir Lämpchen aufglühen, und leiser und leiser wird das Dröhnen des Bohrers. Von irgendwoher erklingt das Rollen der Kohlenzüge. Nach Stunden stehen wir wieder am Tageslicht. Wasser, Seife und Bürste, wie waret ihr nötig! Nach unendlichem Schrubbren und ungeführer Rückvermenslichung vereinte uns im Werksgasthaus ein fröhliches Mahl. Wirtschaftliche, politische, soziale, technische Probleme beschäftigten uns, eine Rede wurde gehalten. Und dann durften wir frischgestärkt, wieder sorglich geführt, die Tageanlagen des Wertes ebenso gründlich betrachten wie die unter Tage. Es war ja nicht ganz so sensationell wie unten, aber interessant war es auch. Dann noch ein kurzer Spaziergang auf dem Essener Stadtwall, ein Abendmahl mit abermaligen Reden. Aber schließlich ertönte der markige Befehl unseres Führers, und am Abend verlassen wir Essen mit dem Nachtzug nach Berlin. Mit einem letzten großen Eindruck hatten wir unsere Fahrt abgeschlossen. Wir Oberprimaner werden ja nicht mehr zusammen wandern, aber unseren jüngeren Kameraden rufen wir zu: Greift zum Wanderstab, und vor allem kommt an den Rhein, an den „Deutschen Rhein!“

Vom Ruderfest



Das obenstehende Bildchen zierte das Programm zu unserem Winterfest am 23. Januar 1926 im Festsaal unseres Gymnasiums. Es ist entworfen von unserem altbewährten Redaktionsmitgliede, dem Zeichner der „Dahlemer Blätter“ und Vorsitzenden des Altherrenverbandes des Rudervereins. Nicht wahr — er muß es doch

eigentlich wissen, daß er recht daran tat, unser Vereinsboot in großer Fahrt, im Wellengebraus „durchaus seetüchtig“ darzustellen!? „In großer Fahrt“ verlief auch wirklich wieder unser Winterfest — nur schlugen ihm glücklicherweise keine widrigen Wellen entgegen, sondern fröhlich strömten die Scharen der Eltern, der Tänzerinnen und der Tänzer hinzu, den Lauf des Festschiffes von Anfang an beflügelnd. Es wehte den ganzen Abend eine frische Brise harmlos-ausgelassener Jugendfreude. Aber, so dürfen wir wohl rühmen, das Boot war auch zuvor gut „überholt“ und soweit möglich alles zusammengetragen, was die Fahrt gelingen lassen konnte.

Sollen wir Einzelheiten erzählen? Sie sind schon oft genug in ähnlicher Weise geschildert in diesen Blättern. Wer sie sich noch etwas schöner vorstellt als bisher, der tut recht daran. Dank sei nochmals an dieser Stelle all unseren lieben Gästen, den alten Herren, die da waren, und allen denen, die mithalfen zum Gelingen! Glück auf für die edle Ruderei zu weiteren Fahrten, wenn die Frühlingssonne wieder lacht!

„Winter“ am Drinoco

Ein Stoßseufzer von Hans Lensmann (Wettin 19—24)

Es ist die Zeit der brütenden Mittage und der schwülen Nächte. Alles schwimmt um die Wette: Flüsse, Wälder, Tiere, Menschen. So klar begriff man's noch nie, daß der Leib gar nicht aus Erde, sondern zu drei Vierteln aus Wasser gemacht ist. Das will nun wieder zu Wasser, das will zu Wolke werden.

Man schwitzt und sinnt. Man prüft jedes Kleidungsstück auf seine Unentbehrlichkeit.

Man halluziniert nur noch in Schnee und Eis. Man wünscht nichts sehnlicher, als ein Eskimo zu sein und im arktischen Archipel ein ununterbrochenes Eisbad zu nehmen. Das tollende Hirn faßt nur noch ein Vorstellungsbild, einen Gedanken, erhebt ihn zum allein faßlichen Symbol alles Erdenglücks: das Heidelberger Faß, mit trinkbarem Stoff gefüllt und wohlverpackt in Polareis. Und das eigene Ich am rinnenden Spund.

Die Wasser des Drinoco rieseln träge wie schwelendes Blei. Palmen, Araukarien, Bananen dösen wie verdummt. Der Wind macht nicht mehr mit, die Wolken wurden zu Leim, die Luft steht unbeweglich wie ein Sumpf. Denkt Euch, selbst die Zeit, die gewohnheitsmäßig hastende, unterläßt das Eilen — aus Furcht vor der Reibungswärme.

In unseren Wäldern hängen dicke weißliche Schwaden. Unsere ganze liebliche Landschaft schaut aus wie ein Riesenwaschhaus am Abend eines Großstumpftages. Der Mond glöht leise zischend aus einer Dampshaube, wie die Laterne einer Locomotive aus der Reparaturschmiede.

Mensch und Tier lassen die Zunge hängen und legen die Gliedmaßen möglichst beiseite. Denn: die Not der Wärmestauung verhilft zu tiefschürfender instinktiver Erkenntnis. War im Winter die Igelhaltung mit den Eisbeinen in der Magengrube behaglich, so erweist sich jetzt die weitausladende Körperform des Seeferns als Vorbild und Wohlkat. Hat man je so klar die mathematischen Gesetze von der

größten und kleinsten Oberfläche der Körper im Verhältnis zu ihrem schwindenden Inhalt begriffen? So oberflächlich und so inhaltslos wie möglich, heißt hier die Parole. Eine „Vita minima“ führen. Jede Bewegung ist Frevel, und der Faulste ist der Weiseste.

Die Günst des Schicksals läßt mich in einem geräumigen, schloßähnlichen Gebäude wohnen. Aber die unerhörte Warmehaube der Natur macht's mir zum Affenlasten. Der zwölfstündige Sonnentag gibt ihm ein Glühlichtbad von 10 Millionen Kerzen. Die Nacht legt einen warmen Breiumschlag darauf. Aber die zähe Masse des Menschenleibes ist schwer schmelzbar.

Der Mensch wehrt sich mit allem bewußten und unbewußten Scharfsinn, mit dem Selbsterhaltungstrieb seiner letzten soliden Bestandteile gegen den Verdurstungstod. Man verzichtet auf den Mosquitero, auf das Bett, auf das bedeckende Linnen. Selbst das Nachthemd ist längst als lebensfeindlicher Wärmehalter abgeschafft. Im klassischen Paradiesgewande legt man sich auf den Zimmerboden und, in Zivilisationslosigkeit schwelgend, bietet man den ambrosiischen Leib der verschwiegenen Nachtlust dar.

Man beginnt zu rasen.

In zwei Fallstaff-Zügen verleiht man sich den laulichsten Inhalt der Waschkübel ein. Eine Viertelfunde darnach liebäugelt man mit der Eau-de-Cologne-Flasche, dem Haarwasser. Man stürzt sich den Wasserkrug über Brust, Leib und Arme. Aber die brütende Nacht grinst Hohn. Das laue Nas zischt nur kurz auf, um dann als weißlicher Nebel zur Zimmerdecke emporzusteigen.

Dort oben, im fahlen Widerschein der beglänzten Wand, hängt, spinnt und rennt, flattert, brummt und wirbelt eine vielgestaltige Insektenmenagerie. Nach ihrem Frohsinn und Bewegungsdrang zu urteilen, haben diese Tierchen an den klimatischen Übertreibungen des Landes nicht das geringste auszusehen. Da sind kleine dunkle Tintenklee, die drehen sich mit unsinniger Schnelligkeit in kleinen engbemessenen Kreisen. Hochbeinige Schnaken vollführen, wie auf Summibällen sich abstoßend, einen schwer nachahmlichen Niggertanz. Dicke Rüsselträger ziehen leise ihre Eigenbahnen. Mehrere daumen dicke Falter kämpfen in törichter Selbstüberschätzung gegen den festen Aggregatzustand des vermeintlichen Himmelsgewölbes. Ein ungeheurer Zweiflügler rennt aufgeregt alles über den Haufen; ab und zu läßt er den Pfiff einer fernen Lokomotive ertönen. Eine Spinne von schrecklichen Dimensionen verharret in der stummen Qual, die ihr die überreichliche Auswahl verursacht. Etwas abseits monologisiert fühlertastend ein Mammut von Baratte, anscheinend pazifistischen Erwägungen hingegeben. Ein stattlicher blauer Schmetterling findet augenscheinlich das Milieu für ihn unpassend; hat aber nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, aus dem Stein Honig zu saugen beschloffen, sich bis zum Herausflommen der großen Lampe abwartend zu verhalten.

An der Wand aber, zu meinen Häupten, entdecke ich schauernd eines jener Tiere, bei deren Anblick wohl selbst den Beherztesten ein Grauen beschleicht. Ein fingerlanges Fünfundzwanzigtausendfuß ist es, der dort sinnend ein Mondbad nimmt. Diese Tiere sind schnell wie die Untergrundbahn und unverwundbar wie Siegfried. Der wohlgezielte Stoß durchlöchert die Wand, zersplittert den Schrank, zertrümmert den Spiegel; das Tier selbst fühlt sich durch deine Gehässigkeit nicht im mindesten getroffen und findet mit unfehlbarer Sicherheit einen Unterschlupf in deinem Bett.

Furcht und Grauen jagen mich durch das Zimmer, Hitze und Erschöpfung strecken mich wieder aufs Lager. Von Kämpfen kann ja bei solcher Backofenatmosphäre keine Rede sein. Ich beschließe also zu sterben, Leben und Wärmeproduktion aufzugeben, kampfs- und ruhmlos zu erkalten. Die Vorstellung von meinem Leichnam hat plötzlich für mich etwas ungemein Kühnendes und Erfrischendes. Ich sinke in Schlaf. Der Traum ist freundlich. Ich bin der blaue Schmetterling, der nachtverirrte, blumentändelnde, honigschleckende, der sein Revier verfehlt hat. An einer blöden unmagiebigem Steindecke zermürbt er seiner Flügel Kraft. Ein frecher Ohrwurm tritt ihm auf den Fuß. Ein plumper Nilpferdläfer zerstäubt ihm seiner Flügel Pracht. Und die dicke Spinne tut einen Sprung und beißt ihm den Kopf ab. — —

Siebenmal werde ich in dieser Nacht ermordet. Mit Duffern gestossen, mit Nusseln angebohrt, mit Zangen gezwickt, mit Saugnäpfen leer gesogen und dann zu Drei gemahlen. Siebenmal lehre ich mit dem Trost dessen, der siegen muß, ins selbstbewußte Sein zurück. Plötzlich falle ich von der Zimmerdecke herab mitten auf ein Eisenbahngleise. Kein Stiel kann ich rühren. Schon naht der Zug. Da fährt mit tausenden, surrenden Rädern der Tausendfuß über mich hinweg. Ich schreie laut auf und erwache, in kaltem Schweiß gebadet. — —

Das Zimmer ist hell. Die Menagerie ist verschwunden. Die Sonne lacht mir ins Gesicht. „Nur Geduld,“ sagt sie, „es wird sofort frisch angeheizt!“



Monatschronik



1. 1. 26 Winterfest des Rudervereins. S. S. 52 f. dieser Nummer.
17. 11. 26 Tanzstundenball der Heimler unter Leitung von Herrn Professor Senken.
18. u. 9. III. 26 Mündliche Reifeprüfung unter dem Vorsitz von Herrn Oberstudienrat Dr. Kremmer als Staatlichem Kommissar.
Folgende Heimler bestanden die Prüfung: Hans-Christof Freiherr v. Bredow (Burgund), Sohn des Rittergutsbesizers Freiherrn v. Br. in Heinrichsdorf, Kr. Neustettin; Susy Dulier (Wettin), Sohn des Rittmeisters a. D. D. in Berlin-Dahlem; Eberhard Graf Edbrecht v. Dürckheim-Montmartin (Burgund), Sohn des Rittergutsbesizers Grafen E. v. D.M. in Jassen (Pommern); Friz Krämer (Oranien), Sohn des Staatsanwaltschaftsrats Dr. K. in Hagen; Hans-Heinrich Merres (Zollern), Sohn des Rittergutsbesizers M. in Wachsborn, Kr. Sagan; Hasso v. Raumer (Wettin), Sohn des Reichsministers a. D. v. R. in Berlin; Georg-Levin v. Winterfeld (Wettin), Sohn des Majors a. D. v. W. in Nieden bei Freienwalde a. D. — Von früheren Heimlern bestanden diese Prüfung: Heinrich Bier (Zollern), Sohn des Geh. Medizinalrats Professor Dr. B. in Berlin; Viktor Dschak (Babenberg), Sohn des Kaufmanns D. in Berlin; Hellmuth Quandt (Wettin), Sohn des Fabrikbesizers D. in Neu-Babelsberg.



Die alten Kameraden



Herbert Benneke (Burgund 11—18), Löbnitz bei Neugattersleben, und Frau Urfula, geb. Gräfin Polier, zeigen die Geburt eines Sohnes an.

Eduard v. Simson (Burgund 09—15) verlobte sich mit Fräulein Julia Kremer-Hoffe (Koblenz).

Hellmut v. Rosenstiel (Babenberg 11—16) zeigt den Heimgang seines Vaters, des Landrats a. D. v. Rosenstiel an, der am 24. I. 26 in Lipie starb. — Auch der ältere Sohn des Verstorbenen, Ulrich v. Rosenstiel, der im Weltkrieg am 26. V. 18 als Leutnant fiel, gehörte dem Heim an (Babenberg 11—15).

Studienrat Dr. Breuer (ehemaliger Adjunkt in Burgund), Mürwick bei Flensburg, zeigt die Geburt eines Sohnes an.

Herr Walter Titus Livius (Oranien 11—13) bittet uns um Aufnahme folgender Zeilen: „Die ehemaligen Zöglinge von Herrn und Frau Professor Hildebrand (Oranien) treffen sich am „Dahlemer Tag“ nachmittags 5 Uhr im Steglitzer Rathauskeller. Frauen und Bräute sind mitzubringen.“

Voranzeige

Am Montag, dem 22. März 1926, abends 8 Uhr, veranstaltet die UIB des Arndt-Gymnasiums (Leiter: Dr. Koehler) eine Aufführung der „Antigone“ des Sophokles im Urtext. Die Aufführung ist gedacht als Vorfeier der Abiturienten-Entlassung, die am Dienstag, dem 23. März vormittags stattfindet. Der Eintritt ist frei.

Auf frohes Wiedersehen am „Dahlemer Tag“

am Sonnabend, dem 20. März 1926, abends 8 Uhr
im Kasino des Schülerheims!

Abendessen in den einzelnen Häusern — nach vorheriger Anmeldung — um 7 Uhr.